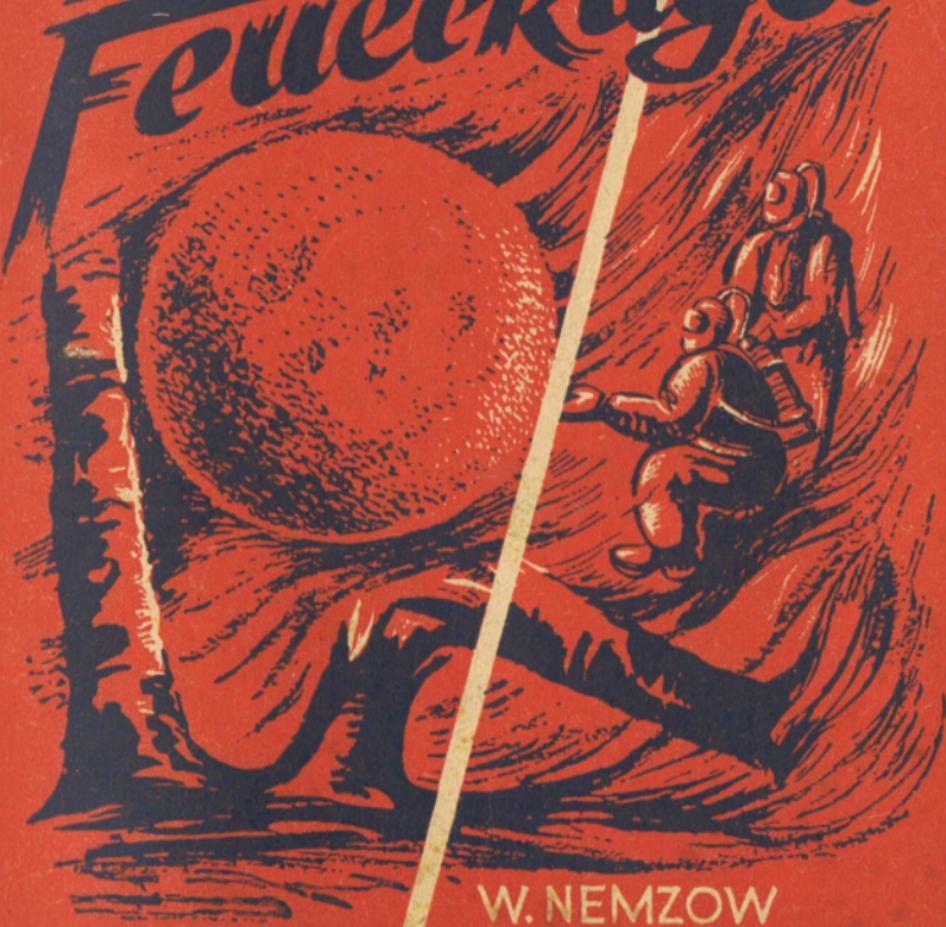


VERLAG KULTUR
UND FORTSCHRITT

Die Feuerkugel



W. NEMZOW

D I E K L E I N E J U G E N D R E I H E

W. NEMZOW

DIE FEUERKUGEL

Wissenschaftlich-abenteuerliche
ERZÄHLUNG



VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT BERLIN

1951

Der deutschen Fassung liegt eine Übersetzung
von W. Krause zugrunde

Originaltitel: **ОГНЕННЫЙ ШАР**

Alle Rechte, besonders die des Nachdrucks und der Rundfunk-
übertragung, vorbehalten

Gekürzte Fassung veröffentlicht 1951 unter Lizenz-Nr. 425 der SMA
Einband und Zeichnungen: R. Lehmann

Druck: (III/9/1) Sachsenverlag, Druckerei- und Verlags-Gesellschaft mbH,
Dresden N 23, Riesaer Straße 32 4873

615/33/51



An dem Auftrag, der mich im vergangenen Sommer in die Taiga führte, war durchaus nichts Außergewöhnliches, nicht eine Spur von Romantik. Und doch hatte ich während dieser alltäglichen Fahrt die ungewöhnlichsten Abenteuer zu bestehen, die vielleicht sogar seltsamer waren, als sie die Phantasie eines Romanschriftstellers erfinden kann, der seine Helden nach einem fernen Planeten schickt.

An jenem Abend, mit dem meine Erzählung beginnt, saß ich am offenen Fenster meines Zimmers in dem kleinen Gasthaus und drehte unschlüssig am Einstellknopf meines Kofferempfängers. Aus dem Lautsprecher tönte mir ein Wellenkompost aus Musik, Redefetzen und dem gluck-

senden Zirpen der Radiostationen entgegen, aber keine interessante Sendung; außerdem war der Empfang durch atmosphärische Störungen beeinträchtigt.

Ich stand auf und schaute durch das offene Fenster. In der Ferne zeichnete sich der Wald wie eine verschwommene dunkle Linie ab, über der sich der nächtliche Augusthimmel ausbreitete. Plötzlich stürzte aus unermeßlicher Höhe eine hell aufleuchtende Sternschnuppe zur Erde und hinterließ eine blaßbläuliche Spur, die langsam an dem unendlichen Firmament verlosch. Unwillkürlich dachte ich an die unerfüllten Wünsche und Träume meiner fernen Kindheit und sah im Geist ein Planetenschiff, das seine leuchtende Spur am Himmel zog. Und auf einmal erregte mich eine dunkle Vorahnung von etwas Einmaligem und Geheimnisvollem.

Eine dumpfe Detonation hallte aus der fernen Taiga herüber. ‚Was mag das gewesen sein?‘ dachte ich und lehnte mich zum Fenster hinaus. Aber es blieb bei der einen Explosion. In der Stille, die mich jetzt umgab, war nur das unablässige Summen der Mücken zu hören. Ein warmer Wind strich mir durchs Haar. Alles war wie sonst, und ich ertappte mich bei dem Gedanken, daß mein Hang, in allem etwas Ungewöhnliches zu sehen, mich noch zum Phantasten machen würde.

Ich kannte mich in dieser Gegend nicht aus; es war also immerhin möglich, daß hier Sprengarbeiten durchgeführt wurden. Vielleicht baute man eine Straße oder sprengte Baumstümpfe. Wer weiß, worauf die Explosion zurückzuführen war! Schließlich konnte sogar ein Meteor explodiert sein. Daran war noch lange nichts Ungewöhnliches.

„In der Wissenschaft liegt die Romantik“, pflegte mein Lehrer, Professor Tschernichow, zu sagen und unerbittlich

meine meist allzu phantastischen Vorstellungen von der Umwelt zu verspotten.

„Ich bin gespannt, ob er sich inzwischen verändert hat“, dachte ich. „Wir haben uns schon einige Jahre lang nicht mehr gesehen. Wird er mich wiedererkennen, wird er sich freuen, wenn ich ihm morgen die Korrekturen seines neuen Buches bringe?“

Ein seltsames Ticken kam aus dem Lautsprecher. Irgendwie erinnerte es an Morsezeichen, aber sie waren abgehackt und unverständlich, wie bei einem Funker, der den Taster ungeschickt und nervös bedient.

Ich versuchte, die verzerrten Zeichen zu entziffern. Drei kurze Stromimpulse hintereinander, das könnte ein „S“ sein, dann folgten drei Stromstöße in längeren Abständen. Ich war wie elektrisiert. Ein „SOS“-Ruf aus dem Äther?

Unaufhörlich kamen aus der gitterförmigen Öffnung des Lautsprechers die stockenden Zeichen:

„B .. R .. A .. N .. D.....I .. N .. S .. E .. L ...“

„Wie in einem Abenteuerroman“, dachte ich. Doch was war an den Morsezeichen schon Besonderes zu finden? Die modernen Empfangsgeräte sind so empfindlich, daß man Funksprüche auf Tausende von Kilometern empfangen kann. Vielleicht war es wirklich der Notruf der Bewohner einer in Brand geratenen fernen Insel, der von einem in der Nähe befindlichen sowjetischen Schiff abgegeben wurde?

Ich drehte ein wenig am Einstellknopf. Nein, die Funkzeichen konnten unmöglich von einer Schiffsfunkstation kommen: sie waren an mehreren Stellen der Skala zu hören, was darauf schließen ließ, daß sich die Station ganz

in der Nähe befand. Doch wo gab es hier mitten in der Taiga eine Insel?

Das schrille Läuten des Telefons unterbrach meine Gedanken. Ich nahm den Hörer ab.

„Hier Petrow“, meldete ich mich.

„Hier Ingenieur-Major Jarzew, ich spreche im Auftrag von Professor Tschernichow“, hörte ich eine gedämpfte Stimme. „Der Professor hat mir mitgeteilt, daß er ein Telegramm von Ihnen erhalten hat, und mich gebeten, Sie zu ihm zu führen.“

„Ist es denn so beschwerlich, zu ihm zu gelangen?“

„Man kann nur zu Pferd hinkommen. Paßt es Ihnen morgen früh?“

„Ich danke Ihnen“, antwortete ich automatisch, während ich noch immer gespannt auf die Zeichen aus dem Lautsprecher achtete. „Sagen Sie bitte... Haben Sie eine Ahnung, woher diese seltsamen verzerrten Zeichen in meinem Empfangsgerät kommen?“

„Keine Spur!“

„Es müssen Notrufe sein, aber ich bin hier fremd und weiß nicht einmal, wo und wen ich anrufen könnte...“

„Was wird denn gefunkt?“

„Ich kann nur zwei Worte deutlich entziffern: Brand, Insel, Brand, Insel — mehr nicht. Hier, hören Sie doch selbst!“ Ich rückte das Telefon an den Lautsprecher. „Nun, was sagen Sie dazu? Hören Sie mich! Hallo, hallo!“ Aber vergebens schrie ich in den Hörer. Niemand antwortete mir.

Etwa zehn Minuten wartete ich noch, daß sich dieser Ingenieur-Major Jarzew wieder melden würde. Warum mochte er den Hörer aufgelegt haben?

„Ein bißchen viel rätselhafte Ereignisse für einen Abend“,

dachte ich. „Die Sternschnuppe, die Detonation, der Notruf, Jarzew...“

Als ich einen Blick auf die Fensterscheiben warf, sah ich im Glas einen rötlich flackernden Schein, der heller und heller wurde. Plötzlich pochte es heftig gegen die Tür.

„Herein!“

In der Türöffnung stand der Pilot, der mich hierhergefliegen hatte.

„Genosse Petrow“, sagte er unsicher, „man bittet uns, zur Erkundung aufzusteigen. In der Taiga sollen Menschen von einem riesigen Brand eingeschlossen sein...“

„Zur Erkundung aufsteigen?“ wiederholte ich.

„Die Taiga brennt. Menschen sind in Gefahr...“

Ich sah aus dem Fenster. Ein gewaltiger Feuerschein breitete sich über der Taiga aus.

Alle Aufregungen des heutigen Abends traten augenblicklich zurück. In der Taiga sind Menschen vom Feuer eingeschlossen und warten auf Rettung!

Ich schlug das Fenster zu und schaltete den Empfänger ab.

„... I .. N .. S .. E .. L ...“ hatte ich noch ein letztes Mal aus dem Lautsprecher gehört.

Über der Taiga

Dichte Rauchschwaden hingen über der brennenden Taiga und färbten den Horizont unheimlich schwarz.

Wir waren startbereit. Der Chef des Flugplatzes nannte meinem Piloten noch die Orientierungspunkte, nach denen wir fliegen sollten, um die Menschen zu finden.

Aber gab es dort überhaupt einen Landeplatz für unser Sportflugzeug?

Die Maschine erhob sich in die Lüfte. Mit Höchstgeschwindigkeit ging es der Taiga entgegen. Doch bald wurde uns das Atmen schwer und immer unerträglicher, denn der Rauch verursachte Hustenanfälle und Schmerzen; auch nahm er uns fast jede Sicht.

Jetzt befanden wir uns schon mitten über der ausgedehnten Brandstelle. Wie sollten wir in diesem Flammenmeer die eingeschlossenen Menschen finden?

Doch plötzlich sah ich unter uns, wenn auch nur für einen einzigen Augenblick, ein Stück Wasseroberfläche. ‚Insel‘, schoß es mir durch den Kopf. ‚Hier in diesem See muß die Insel sein, von der die Funkzeichen gesprochen haben.‘

Ich bedeutete dem Piloten, über dem See zu kreisen. Und als der Wind für eine Sekunde den Rauchsleier öffnete, konnte ich deutlich die Insel und darauf zwei Menschen erkennen. Sie winkten mit den Händen, riefen uns wohl etwas zu. Doch schon war die Insel wieder wie hinter einem Vorhang verschwunden. Brennende Bäume hatten den See von allen Seiten eingeschlossen; und jedesmal, wenn ein Baum ins Wasser stürzte, mischte sich weißer Dampf in den schwarzen Qualm.

Der Pilot schaltete den Motor ab und wandte sich zu mir um. „Ich werde einen Sturzflug versuchen. Nachher können wir uns entscheiden, was wir tun wollen“, schlug er vor. „Zunächst aber müssen wir Höhe gewinnen.“ Mein Pilot paßte den günstigen Moment ab, in dem sich der See für einen Augenblick zeigte. Der Motor heulte auf, wir stürzten in die Tiefe. Ich sah zwei Menschen und den in Flammen stehenden Waldrand am Ufer.

Für den Piloten war es jetzt höchste Zeit, die Maschine abzufangen. In steilem Flug ging es wieder nach oben.

„Haben Sie gesehen?“ rief er, während er mir sein rauchgeschwärztes Gesicht zuwandte.

„Es wäre Selbstmord, hier zu landen“, schrie ich zurück.

Doch meine Gedanken ließen mir keine Ruhe:

„Wie lange werden sich die Menschen auf dieser vom Feuer eingeschlossenen Insel halten können?“

Ich versuchte mir vorzustellen, wie sie das Gras begossen, das Gebüsch abholzten — trotzdem würde die Feuermauer immer näher rücken... Wie konnte man nur die Menschen retten? Wie konnte man zu ihnen gelangen, wenn der Weg durch die Luft verschlossen war?

Als wir vorhin mit dem Flugzeug im Sturzflug heruntergegangen waren, glaubte ich gesehen zu haben, daß das Feuer vom Westen her noch nicht ganz bis zum See vorgerückt war. Auch erinnerte ich mich, wie während des Krieges vor meinen Augen Panzer durch ein brennendes Dorf gestoßen waren. Sollte man hier nicht auch versuchen, mit einem Panzer, der die brennenden Bäume niederreißen würde, vom Westen her zum See vorzudringen?

Ich beugte mich vor und schrie dem Piloten ins Ohr:

„Ich weiß, wie wir die Menschen retten können. Wir werden mit einem Panzer durchbrechen!“

Die Geburt des „Phönix“

Mit dem zerzausten Haar und den schwarzen Rußflecken im Gesicht bot ich gewiß einen seltsamen Anblick, als ich auf dem Sandweg an den Fenstern der Panzerschule vorbei ins Kasino stürmte. Die angenehme Frische hier kühlte mein glühendes Gesicht. Ein Offizier, der mir gerade bis zur Schulter reichte, kam mir leicht hinkend entgegen.

„Oberstleutnant Stepanow“, stellte er sich vor und fragte schnell: „Haben Sie die Menschen gefunden?“

Hastig berichtete ich über den Flug. Stepanow hörte mir aufmerksam zu.

„Natürlich ist es unmöglich, sie mit dem Flugzeug zu retten!“ schloß ich meinen Bericht.

Der Oberstleutnant strich sich nachdenklich mit der Hand übers Haar.

„Dann werden wir etwas anderes versuchen müssen“, sagte er ruhig. Und im Laufe der Unterhaltung erfuhr ich von ihm, daß er als Chef der Schule bereits vor meinem Erscheinen eine kleine Schar Dozenten um sich versammelt hatte, um gemeinsam mit ihnen Mittel und Wege zur Rettung der Menschen auf der Insel zu finden. Die Idee, mit einem Panzer zur Insel vorzustoßen, war natürlich den Panzersoldaten schon früher gekommen als mir.

„Genosse Oberstleutnant, schicken Sie mich“, meldete sich hitzig ein Hauptmann zu Wort. „Ich werde die Insel bestimmt erreichen, mein Panzer ist noch nie in Brand geraten!“

Trotz seines gebräunten Gesichts sah der Offizier blaß aus, seine Stimme bebte.

„Beruhigen Sie sich, Beridse. Versuchen Sie sich einmal

vorzustellen, was das bedeutet, zehn Kilometer durch die brennende Taiga zu fahren. Sie werden noch nicht tausend Meter gefahren sein, und die Panzerung wird schon glühen und das Benzin im Tank explodieren.“ Dann wandte sich Stepanow an den großen, schlanken Offizier, der am Fenster lehnte.

„Und was ist Ihre Meinung, Ingenieur-Major?“

„Sie haben recht, Genosse Oberstleutnant“, lautete die kurze Antwort.

In dem Schweigen, das jetzt eintrat, war von draußen das ferne Brummen eines Motors zu hören.

„Mit dem Panzer werden wir also nicht durchkommen?“ durchbrach der Oberstleutnant die Stille.

„Unmöglich“, erwiderte ruhig der hochgewachsene Offizier.

„Andrei“, Beridse konnte nicht länger an sich halten, „wie kannst du so etwas sagen?“

„Ich weiß, zwei Menschen sind in Lebensgefahr“, unterbrach ihn der Ingenieur-Major und schritt erregt im Zimmer auf und ab.

„Es wird doch möglich sein“, sagte er plötzlich mit unvermuteter Kraft. „Wir werden mit einem Panzer durchkommen. Dazu brauchen wir aber einen Tank ohne Benzin, einen Tank, der nicht in Brand geraten kann.“

„So etwas gibt es nicht!“ wandte der Oberstleutnant ein.

„Das stimmt, er existiert noch nicht, aber wir werden ihn herstellen!“ sagte der Ingenieur-Major bedächtig und fügte hinzu: „Die Konstruktion meines Akkumulators kennen Sie...“

Stepanow dachte einen Augenblick nach, dann nickte er und sagte:

„Gut, ich verlasse mich auf Sie, Genosse Jarzew.“

„Das also ist dieser Jarzew, der mich angerufen hat“, dachte ich.

„Wir haben keine Zeit für lange Beratungen“, fuhr der Oberstleutnant fort. „Wenn Sie Ihre Anordnungen getroffen haben und die Leute mit der Arbeit beginnen können, berichten Sie mir über alle Einzelheiten Ihres Plans. Also an die Arbeit!“

„Zu Befehl!“ Der Ingenieur-Major machte kurz kehrt und verließ das Zimmer.

Beridse konnte seine Aufregung nicht meistern; er knüllte seine Feldmütze zusammen und drehte den Kopf hin und her, als ob ihm der Kragen zu eng wäre.

„Wissen Sie, Andrei ist ein Erfinder, ein rastloser Mensch.“ Beridse sprach mit mir wie mit einem alten Bekannten.

„Einen neuen Akkumulator hat er ausgeheckt. Er ist schon ein ganzer Kerl! Heute nacht war er in der Taiga. Dabei hat seine Feldbluse Feuer gefangen, und seine Haare und Augenbrauen sind versengt. Er wollte um jeden Preis zur Insel. Dort ist das Mädchen eingeschlossen, das er liebt...“

Schon von weitem sah ich den gewaltigen Panzer, mit dem Jarzew in der Nacht losgefahren war. Große Rußflecken schienen sich fest in seinen stählernen Leib gefressen zu haben: die züngelnden Flammen hatten ihre schwarze Spur auf dem Turm hinterlassen. Daneben stand Jarzew und kaute nach Kinderart an seinem Bleistift. Als er uns sah, kam er uns rasch entgegen.

„Ich bitte Sie vielmals um Entschuldigung“, sagte er und schüttelte mir kräftig die Hand. „Ich habe unser Telefongespräch so schroff abgebrochen. Aber Sie müssen mich verstehen... Der Funkspruch... Es kam alles so plötz-

lich... Ich habe dort Freunde... Und gerade heute wollte ich mit Ihnen zum Professor.“

„Das macht nichts“, murmelte ich zusammenhanglos, „Ich bin überzeugt, daß Ihre Freunde gerettet werden. Und was unsere Fahrt zu Professor Tschernichow, zur Ionosphärenstation anbelangt, so lassen Sie sich darüber keine grauen Haare wachsen, das hat Zeit...“

Jarzew machte kurz kehrt. Ich konnte seine Aufregung gut verstehen; da ich ihn von seinen trüben Gedanken ablenken wollte, folgte ich ihm zum Panzer.

„Genosse Jarzew, wie wollen Sie den Motor gegen das Feuer schützen? Die Flammen können zusammen mit der Luft eingesaugt werden“, meinte ich vorsichtig.

„Wir fahren ohne Brennstoff“, entgegnete er kurz. „Entschuldigen Sie mich, dort kommt der Motor.“

Und schon lief er einer Gruppe von Leuten entgegen, die einen auf Gummirädern laufenden Karren schoben.

Vor meinen Augen wurde der gewaltige Panzer hergerichtet. Es war, als ob der sagenhafte Vogel Phönix zu neuem Leben erwachte. Die Panzerung wurde mit rauhen Asbestplatten verkleidet, und zwei Soldaten machten sich an Luftkissen zu schaffen, die als Wärme-Isolierung, zur Verkleidung der Innenwände des Panzers dienten.

Dann wurde der Anlaßwiderstand gebracht. Beridse musterte ihn mißtrauisch, setzte sich ins Gras und schaltete die einzelnen Gänge vorsichtig ein.

Jarzew trat zu ihm; er legte seinem Kameraden die Hand auf die Schulter, sah ihm in die Augen und fragte leise:

„Sandro... kommst du mit?“

„Was gibt's da zu fragen? Bin ich nicht dein Freund? Wie sagt man doch: ‚Für dich geh ich durchs Feuer!‘“

„Gut, Sandro, wir werden zusammen durchs Feuer gehen!“

Ohne daß wir es gemerkt hatten, war es inzwischen wieder Abend geworden. Die Scheinwerfer flammten auf. In ihrem Licht wurden riesige Akkumulatoren herangeschleppt, deren Gehäuse aus grellblauem Kunststoff hergestellt waren. Sie wurden an Stelle von Benzintanks im Panzer befestigt. Dann prüften Elektriker die Kontakte. Und endlich kam der Oberstleutnant. Während er eine Zigarette nach der anderen rauchte, ging er um den Panzer herum, besah sich mißtrauisch die Asbestverkleidung und befühlte die aufgeblasenen Kissen an den Innenwänden.

Ich warf einen Blick auf Andrei und Sandro. Dabei überkam mich unwillkürlich ein neidvolles Gefühl. Morgen würden sie die ersten Menschen auf der Welt sein, die eine Reise durch ein Flammenmeer unternahmen.

Der Aufbruch

Rosige Morgenstrahlen lagen auf dem Panzer; mit der Rauchfahne am Heck, die einem gespenstigen Schweif glich, wirkte er tatsächlich wie der sagenhafte Vogel Phönix. Von weitem sah ich ihn an einer dunklen Leine liegen, die sich durch das Gras schlängelte.

Als ich näher heranging, erkannte ich ein dickes schwarzes Kabel.

„Unser Vogel liegt wirklich an der Leine“, dachte ich. „Der „Phönix“ schleppt also eine Leitung hinter sich her, die den Elektromotor speist... Aber nein, das ist doch unmöglich; ein zehn Kilometer langes, schweres Kabel...“

„Wollen Sie die Kraftstation mit in die Taiga nehmen?“ fragte ich Jarzew, der gerade vorbeilief.

„Welche Kraftstation? Die Akkumulatoren laden wir hier an Ort und Stelle.“ Er schaute mich verwundert an und dann auf das Kabel. „Sie werden übrigens gerade aufgeladen.“

„Das bedeutet also, daß der Elektromotor von den Akkumulatoren gespeist wird?“ fragte ich erstaunt. „Dann müssen sie ja eine riesige Kapazität haben!“

„Stimmt, sie sind für einen riesigen Energievorrat berechnet. Ihre Kapazität ist siebzigmal größer als die aller existierenden Typen.“

Die letzten Vorbereitungen gingen ihrem Ende entgegen; Sauerstoffgeräte, Medikamente — alles, was man unterwegs brauchen konnte, wurde verstaut.

Endlich kam der Augenblick, da der Motor zur Probe laufen sollte.

Jarzew wartete, bis man das Stromkabel abgehängt hatte. Dann stürzte er mit einem wahren Hechtsprung in den Panzer, setzte sich auf den Führersitz und bediente die Hebel.

Wie erstarrt vor Erregung standen wir da: der Oberstleutnant, in der Hand eine Zigarette, an der er zu ziehen vergaß, Beridse mit dem Kabel über der Schulter und ein Soldat, der den Panzer mit angespannter Aufmerksamkeit betrachtete. Zunächst war ein leises Brummen zu hören, die Lukenklappen am Bug des Panzers und auf dem Turm fingen an zu zittern, und der „Phönix“ setzte sich schwerfällig in Bewegung.

Von den Anwesenden wich die Erstarrung. Der Oberstleutnant zog genießerisch an seiner Zigarette und blies einen dünnen Rauchfaden in die Luft. Beridse warf das Kabel ab und lief dem Panzer nach, während der Soldat

die Augen zusammenkniff, blinzelte und wie ein Kind auf-lachte.

Es blieb nicht mehr viel Zeit, der Aufbruch war auf sieben Uhr früh festgesetzt. Jarzew und Beridse zogen ihre Asbestanzüge an. Der Ingenieur-Major eilte auf mich zu und flüsterte erregt:

„Wissen Sie, soweit bin ich meiner Sache sicher, der Panzer wird uns nicht im Stich lassen. Aber werden wir auch die Menschen finden? In dem brennenden Wald gibt es weder Wege noch Pfade.“

„Das Radio wird Ihnen den Weg weisen“, unterbrach ich ihn. „Auf der Insel existiert eine Funkstation, wahrscheinlich irgend so ein zusammengebastelter Kasten. Sie haben die Funkzeichen doch auch am Telefon gehört. Wenn Sie ein Empfangsgerät mit einer Rahmenantenne mitnehmen, können Sie ohne weiteres den Standpunkt des Senders ausmachen.“

Jarzew schaute mich durchdringend an, dann drehte er sich um und blickte auf den Panzer, der vor Ungeduld zu beben schien.

„Zu zweit können wir mit der Sache nicht fertig werden. Wenn Sie vielleicht... Nein, ich habe kein Recht, das vorzuschlagen, es ist ein zu großes Risiko.“

Vor Erregung konnte ich zuerst kein Wort herausbringen. Aber hier gab es nichts zu überlegen. Ich durfte die Gelegenheit nicht verpassen, eine Reise ins Flammenmeer zu unternehmen.

„Ich begleite Sie, das ist notwendig“, entgegnete ich. „Ich habe ein Empfangsgerät mit Rahmenantenne, aber der Apparat ist nicht für Peilungen eingerichtet. Seine Bedienung erfordert viel Erfahrung. Deshalb muß ich unbedingt mitfahren.“

Der Oberstleutnant trat heran: „Es wäre mir lieber, wenn Sie an diesem riskanten Unternehmen nicht teilnehmen würden“, sagte er, „aber wenn es der Rettung von Menschen dient...“ Er schwieg, packte mich an der Schulter und drückte mir fest die Hand.

Fünf Minuten später konnte die Fahrt mit dem „Phönix“ losgehen. Auch ich hatte eine Asbestkombination angezogen. Vor unserem Panzer heulte der Motor eines anderen auf, der uns an einem Drahtseil bis zu der Stelle schleppen sollte, von der aus wir unsere Reise durch das Feuermeer antreten konnten. Auf diese Weise vermieden wir eine vorzeitige Stromentnahme aus den Akkumulatoren.

Langsam rollten wir über den staubigen Weg. Bald nahm uns eine dichte Rauchwolke die Sicht. Das einzige, was wir sahen, war ein Stück des blinkenden Drahtseils, an dem unser Panzer im Schlepptau hing.

„Sauerstoffgeräte anlegen!“ befahl Jarzew.

In den Masken sahen wir aus wie die Marsbewohner in einem Phantasieroman. Doch die Hitze drang selbst durch die Asbestkombination und den dickwattierten Anzug.

Der vordere Panzer hielt an, und das Drahtseil sank in den Staub. Aus dem tiefen Dunkel, in das uns der Rauch gehüllt hatte, tauchte der Führer des Schlepppanzers auf, kam zu uns heran und schrie Jarzew ins Ohr:

„Weiter kann ich euch nicht schleppen, der Motor ist jetzt schon überhitzt!“

Er fuhr seinen Panzer zurück, während der „Phönix“ seine Fahrt allein fortsetzen mußte.

Aber wenn inzwischen die Funkstation auf der Insel die Arbeit eingestellt hatte — würden wir dann noch den Weg zur Insel finden?

Ich schaltete den Empfänger ein, drehte die Rahmenantenne in Richtung Wald und — mir fiel ein Stein vom Herzen — hörte wieder die Morsezeichen.

Jarzew beugte sich zu mir herüber und tippte mir leise auf die Schulter.

„Ist etwas zu hören?“

„Wir müssen Richtung auf Nordost nehmen!“ schrie ich aus Leibeskräften.

Wir schlossen die Luken, schalteten die Kühlapparatur ein und rollten in den brennenden Wald.

Durchs Feuer

Mit Zischen und Krachen empfing uns die lodernde Taiga. Ich blickte durch den Sehschlitz, doch außer den Flammen war nichts zu erkennen; sie züngelten durch die Ritzen des Panzers, beleckten unsere Kombinationen und ließen schwarze Rußstreifen zurück. Wir wurden hin und her geschüttelt. Krampfhaft hielt ich mich am Griff fest und schaute wieder und wieder durch den Sehschlitz. Plötzlich ein starker Schlag. Ein brennender Baum war auf unseren „Phönix“ gestürzt. Und wieder gab es einen Schlag, noch einen. Bald trommelte es unaufhörlich gegen den Panzer.

Beridse schaltete für einen Augenblick den Motor ab, zwängte sich zu uns durch und schrie:

„Die Hölle ist los! Als ob es Granaten hagelte...“

Und weiter stürmte der „Phönix“, knickte brennende Bäume und blies das Feuer auseinander. Ein wahrer Orkan von Funken und glühenden Kohleteilchen wütete gegen unseren Panzer.

Vor uns war nichts mehr zu sehen, weder Baumstämme noch Zweige — die Taiga war ein einziges Flammenmeer, in dem unser Panzer zu schwimmen schien. Der „Phönix“ war in seinem Element. Doch plötzlich blieb er mit jähem Ruck stehen. Schwaden heißen, weißen Rauches drangen durch die Ritzen. Wir befanden uns in einer Wolke von zischendem und brodelndem Dampf; zu unseren Füßen sammelte sich siedendes Wasser. Sandro zwängte sich zu uns durch. Er war durchnäßt, seine Kleidung dampfte.

„Die Front ist durchbrochen! Wir sind am See!“ schrie er. „Andrei, hier muß die Brücke sein!“

„Los, suchen wir das Ufer ab!“ schlug ich vor.

Wir öffneten die Turmluke. Durch den Rauch schimmerte rötlich das Wasser, in dem sich der brennende Wald spiegelte. Zur Linken vor uns sahen wir eine Gruppe von Bäumen, die vom Feuer noch unberührt waren. Während der „Phönix“ das sandige Ufer entlang fuhr, geriet er hin und wieder mit der rechten Raupe ins Wasser, das sofort in trüben Dampfvolken aufstieg.

Wir konnten die Brücke erst erkennen, als wir uns unmitttelbar davor befanden. Das Feuer hatte sie bis jetzt verschont. Zuerst tastete sich der „Phönix“ unsicher vorwärts, fuhr dann immer rascher, bis er in voller Fahrt das hüglige Ufer der Insel erklomm.

Jeden Meter Boden suchten wir ab, um die Menschen zu finden, aber unsere Bemühungen hatten keinen Erfolg. Schließlich stieß der „Phönix“ auf einen Schornstein inmitten eines wilden Durcheinanders von Eisenträgern, verbogenen Röhren und Stangen. Auf den verbrannten Balken züngelten kleine bläuliche Flammen. Das war alles, was von dem Gebäude übriggeblieben war. Konnten Menschen hier überhaupt heil davongekommen sein?

Andrei sprang aus dem Panzer und verschwand sofort im Rauch. Auch Sandro machte sich auf die Suche.

Ich setzte mich auf den Turm und begann, an meinem Empfänger zu drehen. Den ganzen Wellenbereich suchte ich ab und hörte in allen möglichen Tonarten wieder das glucksende Zirpen der Radiostationen. Aber von den Funkzeichen, die ich so beharrlich suchte, war nichts mehr zu hören.

Vor mir tauchten wie auf dem Negativ eines Fotos die Gestalten von Jarzew und Beridse auf.

„Hier sind sie nicht“, röchelte der Ingenieur-Major kaum hörbar.

Ich zog den Fausthandschuh ab, um nach der Uhr zu sehen.

Verdammt, schon neun Uhr. Der Sauerstoff in den Flaschen würde nur noch für zwei Stunden reichen. Wir hatten zwar Reserveflaschen mit für die Menschen, die wir hier zu finden glaubten — auch Anzüge und Sauerstoffgeräte —, aber durften wir diesen eisernen Bestand angreifen, solange noch die leiseste Hoffnung bestand, sie zu retten?

Unweit des Schornsteins, der nur als verschwommene Silhouette im Rauch zu erkennen war, glaubte ich auf einmal einen brennenden Baum zu sehen. Oder sollte ich mich getäuscht haben?

Ich sprang aus dem Panzer, um mir Klarheit zu verschaffen. Und wirklich, meine Ahnung bestätigte sich: was da brannte, war der Antennenmast der Funkstation. Aber wenn die Menschen diese Antenne benutzt hatten, dann mußten sie noch in der Nähe sein.

„Ruhig Blut, das werden wir gleich feststellen.“

Ich bemühte mich, meiner Aufregung Herr zu werden.

Jede Antenne hat eine Niederführung. Ich mußte sie unbedingt finden. Aber war es nicht glatter Unsinn, in diesem dichten Qualm einen dünnen Draht zu suchen? Allein konnte ich nichts machen.

Mit einem Ruck riß ich die Maske herunter und schrie:

„Sandro! Andrei! Hierher!“

Beißender Rauch kam mir in die Kehle; ich hustete, keuchte und konnte kein Wort mehr herausbringen.

Mit angehaltenem Atem versuchte ich, die Maske wieder aufzusetzen, doch dabei verhaspelte ich mich in den Schläuchen und Riemen. Die Augengläser saßen irgendwo hinten, und der von der Sauerstoffflasche führende Schlauch verdrehte sich. In meiner Angst versuchte ich zu laufen, verhedderte mich aber in einem Draht und stürzte in brennende Kohlen. Das Letzte, an das ich mich noch erinnern konnte, war ein machtvolles Klingen in den Ohren, als ob um mich herum Hunderte von Glocken läuteten.

Ein Strahl Sauerstoff brachte mich wieder zur Besinnung. Über mich beugte sich eine Maske.

„Bleiben Sie noch etwas liegen“, hörte ich.

Die Stimme war mir vertraut, aber sie gehörte weder Sandro noch Andrei.

Ich schaute mich um. Wir befanden uns in einem fensterlosen Raum mit Balkenwänden. Eine trübe Lampe an der Decke beleuchtete Fässer und Kisten, dazwischen stand ein schwarzer Sendeschrank mit blitzenden Nickelteilen.

Ich schloß wieder die Augen. Im selben Augenblick nahm mir jemand die Maske ab und flößte mir einen Schluck Kognak ein, der mir wie Feuer in der Kehle brannte. Als die Maske wieder an ihrer Stelle saß, putzte ich die Gläser und sah vor mir einen stämmigen, großen Mann, der

über mich gebeugt stand und irgend etwas sagte. Da ich seine Worte nicht verstand, schüttelte ich den Kopf. Der Mann wiederholte: „Mein Name ist Tschernichow.“

„Also den haben wir gesucht“, dachte ich, ohne mich im geringsten zu wundern.

Ich sah mich nach allen Seiten um. Aber wo war Tschernichows Tochter, wo waren Andrei und Sandro? Der Professor, der mich beobachtet hatte, gab mir Antwort auf meine unausgesprochene Frage:

„Beunruhigen Sie sich nicht, Ihre Freunde sind hier, sie sind gerade hinausgegangen, um...“ Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: „... das Mädchen, den Ingenieur unserer Funkstation, zu suchen.“

Er verstummte, wandte sich zum Ausgang und sah auf das vom Rauch graue Zelttuch, mit dem die Tür verhängt war. Nach kurzem Schweigen zuckte er mit den Schultern, wie um eine unsichtbare Last abzuschütteln, drehte sich kurz zu mir um und begann langsam zu sprechen:

„Ihre Freunde haben mir erzählt, daß ich die Ehre habe, mit einem Fachkollegen zu sprechen. Deshalb möchte ich Sie bitten, mir mitzuteilen, welche Beobachtungen Sie über die Ausbreitung der Wellen im Feuerbereich gemacht haben. Sie sind der erste in der Geschichte der Funktechnik, dem dies seltene Glück beschieden war.“ Und voll Begeisterung schrie er plötzlich: „Sie sind glücklich zu preisen!“

Ich wollte ihn unterbrechen, aber er ließ mich nicht zu Wort kommen und fuhr mit gedämpfter Stimme fort:

„Hier könnten sich sehr interessante Beobachtungen ergeben haben, zum Beispiel, daß die geladenen Feuerpartikelchen die Empfangsanlage gänzlich abgeschirmt haben.“ Er richtete sich hoch auf. „Und wenn Sie trotzdem

unsere Zeichen empfangen konnten, so aller Wahrscheinlichkeit nach nur die von den Wolken reflektierten Wellen. Ich habe absichtlich auf verschiedenen Frequenzen gesendet, weil ich überzeugt war, daß sich Kollegen finden würden, die nach unserem Sender peilen. Deshalb ist meine erste Frage: Auf welcher Welle war unsere Station am besten zu hören?“

Ich schwieg. Der Professor beugte sich wieder über mich und begann mich zu schütteln: „Hallo, warum schweigen Sie? Wo sind Ihre Aufzeichnungen?“

Ich muß gestehen, diese Fragen überraschten, ja überwältigten mich. Man stelle sich vor: die Tochter des Professors war verschwunden, er wußte nicht, was aus ihr geworden war. Er selbst befand sich hier auf der Insel, mitten im Feuer, während der Sauerstoffvorrat zur Neige ging. Hatte er denn in solch einem Augenblick keine andere Sorge, als sich mit den Wellen zu beschäftigen? Ein unglaublicher wissenschaftlicher Fanatismus!

Ich nahm mich zusammen und antwortete so ruhig wie möglich:

„Es tut mir furchtbar leid, aber daran habe ich beim Abhören Ihrer Zeichen wirklich nicht gedacht.“

„Was sagen Sie?“ Der Professor schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Sie sind der einzige Mensch, dem das Schicksal die Chance gab, ein Rätsel der Wissenschaft zu lösen, und Sie haben diese Gelegenheit versäumt!... Sie... Sie...“ Er stockte. „Sie sind kein Wissenschaftler, Sie sind nur ein Handwerker! Wahrscheinlich haben Sie bei Leuten studiert, die genau solche Handwerker waren wie Sie, ohne Seele, ohne einen Funken von schöpferischem Interesse!“

Er wandte sich um und stapfte wütend durch den Raum.

Schließlich kam er zurück und näherte seine Maske wieder meinem Ohr:

„War der Professor, der Ihnen Vorlesungen über die Gesetze der Radiowellen gab, wirklich nicht imstande, Ihrer nüchternen Natur auch nur ein Fünkchen von diesem schöpferischen Interesse einzuflößen, das jeden wirklichen Gelehrten auszeichnet? Wer hat bei Ihnen über dieses Fach doziert?“

„Professor Tschernichow“, antwortete ich.

Das Zelttuch am Eingang des Raumes wurde beiseite geschoben, und in der Türöffnung tauchten Andrei und Sandro auf.

„Auf der Insel ist Walja nicht zu finden“, sagte Andrei, während er die Maske lüftete. Seine Stimme war heiser und kaum zu verstehen. Ein Hustenanfall schüttelte ihn, er hielt sich die Hand vor den Mund, rückte die Maske wieder zurecht und wandte sich um.

Ein Luftzug von draußen hatte die Deckenlampe zum Schaukeln gebracht. Der Schatten des Professors huschte an der Wand hin und her und kam erst langsam wieder zur Ruhe. Jetzt stand er still; aber ich sah ein leichtes Beben der Schultern.

Der Weg ist abgeschnitten

Später erfuhr ich, daß ich gestürzt war, weil ich mich mit einem Fuß in einer Leitung verfangen hatte, eben in der Niederführung der Antenne, die ich hatte finden wollen. Sie führte in den Keller, in den sich der Professor und seine Tochter vor dem Rauch und dem Feuer gerettet hatten.

Die anderen Bewohner der Inselstation hatten einen Sonntagsausflug in die Stadt unternommen und wegen des Brandes nicht zurückkommen können.

Auf meinen Ruf hin waren Andrei und Sandro herbeigeeilt. Sie hatten mich im Rauch gefunden, mir die Maske aufgesetzt und die Antennenleitung und den Keller entdeckt, in dem der Professor auf Hilfe wartete, während er immer wieder Funkzeichen in den Äther schickte.

Als ich den Bericht der Freunde gehört hatte, konnte ich meinen Ärger nicht unterdrücken, Ich hatte diese seltsame Reise unternommen, um Menschen vor dem Feuertod zu retten, aber das Ende davon war, daß ich selbst gerettet werden mußte.

Tschernichow saß auf einer Kiste, hielt den Kopf gesenkt und betrachtete durch die Gläser der Maske den schwarzen Steinfußboden.

„Seit wann ist Walja unterwegs?“ fragte Andrei.

Der Professor sackte noch mehr in sich zusammen und antwortete:

„Seit ungefähr einer Stunde. ‚Ich gehe auf Erkundung‘, hat sie gesagt. Ich habe ihr die Sauerstoffmaske gegeben, die wir aus dem Laboratorium retten konnten.“

Plötzlich richtete sich Andrei auf und schrie:

„Los, wir müssen hier ’raus!“

Wir stiegen die wacklige Treppe empor.

Mit einem Ruck riß der Professor das Zelttuch herunter und stieß die Tür auf, durch die sofort Rauch in dicken Schwaden quoll.

Über brennende Sträucher ging es zum „Phönix“. Und wir hatten uns kaum durch die Luken gezwängt, als Sandro auch schon den Motor einschaltete und unser Panzer sich den Weg zur Brücke bahnte. Ich sah auf die Zeiger des

Manometers. Das Gerät zeigte an, daß der Sauerstoff nur noch für ganze anderthalb Stunden reichte.

„Die Brücke brennt!“ rief Sandro plötzlich, seine Stimme überschlug sich in der Aufregung.

Und wirklich, Geländer und Belag der Brücke standen in hellen Flammen. Brennende Bohlen und Balken stürzten ein und fielen klatschend und zischend ins Wasser. Der Rückweg war uns abgeschnitten.

Wir hielten an dem schmalen Sandufer, stiegen aus dem Panzer und sahen auf das gegenüberliegende Ufer. Es war undenkbar, den Panzer zurückzulassen und den See zu durchschwimmen. Trotz unserer Asbestanzüge würden wir auf dem anderen Ufer sofort verbrennen.

„Ihr Panzer schwimmt nicht?“ fragte der Professor zerstreut, ohne den Kopf zu heben.

„Dafür ist er nicht eingerichtet“, antwortete Andrei leise.

„Wie tief ist der See?“ unterbrach ich ihn.

„Nicht mehr als drei Meter.“

Wir schwiegen.

Drüben stürzte eine Kiefer wie von einem mächtigen Schlag gefällt zur Erde und überschüttete uns mit einem Sprühregen von Funken.

„Wir werden über den Grund fahren!“ rief Sandro. „Der Motor kann nicht aussetzen, er ist elektrisch.“

„Ganz richtig, wir werden auf dem Grund fahren“, wiederholte der Professor, in Gedanken vertieft.

Andrei näherte seine Maske meinem Ohr und sagte hastig:

„Das ist der einzige Ausweg. Zwar ein verdammt großes Risiko, aber an dieser Stelle beträgt die Entfernung zum anderen Ufer höchstens fünfzig Meter. Auf alle Fälle werden wir die Luken offenlassen, damit wir mit Hilfe unse-

rer Sauerstoffgeräte auftauchen können, falls der Motor aussetzen sollte.“

In aller Eile verklebten wir sorgfältig die Ritzen am Kollektor des Motors mit einem besonderen Band, zogen die Verschraubungen an den Akkumulatoren fest an und wickelten das Empfangsgerät in wasserdichten Stoff.

„Auf die Plätze!“ kommandierte Jarzew.

Sandro kroch durch die Vorderluke, während der Professor sich unter Ächzen und Stöhnen in den Turm zurückzwängte. Andrei und ich standen auf dem Panzer und hielten uns an der Griffstange fest. Langsam bewegte sich der „Phönix“ vorwärts. Unter seinen Raupen rauschte ein märchenhafter Goldregen großer Spritzer auf, und schon waren die Raupen im Wasser verschwunden, die Vorderluke wurde überflutet. Schließlich drang das Wasser wie eine Sturzflut in den Turm, aus dessen Luke der Kopf des Professors ragte.

„Alles in Ordnung?“ fragte ich. Er nickte bestätigend mit dem Kopf und verschwand wie ein Seehund im Wasser.

Dann war auch der Turm untergetaucht. Kaltes Wasser sickerte in dünnen Strahlen durch den Anzug. Fest klammerten wir uns an die Griffstange. Wellen plätscherten uns ins Gesicht. Durch das trübe grünliche Wasser drang das Licht unserer Scheinwerfer und der blasse Schein des Lämpchens im Turm des Panzers. Die aufgepeitschten Wellen hatten uns verschlungen.

Unter Wasser

Unter Wasser gab es keine leuchtenden Meerestiere und keine unheimlichen Fische, von denen ich in den Reiseberichten des Kapitäns Nemo gelesen hatte. Aber was ich auf dem Grund zu sehen bekam, blieb dennoch für lange Zeit in meinem Gedächtnis haften.

Das Wasser des Sees war so klar und durchsichtig, daß der grünliche Strahl unserer Scheinwerfer weit leuchtete. Wir konnten hier bedeutend weiter sehen als in der raucherfüllten Luft. Vor uns lag, übersät mit Steinen und dünnen durchsichtigen Stengeln von Wasserpflanzen, der Boden des Sees; er strahlte unter einem Leuchtanstrich, so daß wir den Eindruck hatten, an einem nebligen Morgen auf einer mit gelbem Sand bestreuten Straße zu fahren, zu deren beiden Seiten taubedecktes Gras glitzerte.

Aber wir brauchten nur nach oben zu sehen, um zu erkennen, wie trügerisch und unsinnig diese Vorstellung war.

Über uns schien ein riesiger Spiegel zu hängen, der die von dem goldgelben Sand reflektierten Strahlen der Scheinwerfer nicht in die Außenwelt ließ. Und über dem Spiegel, dem Himmel der Seebewohner, lag der rötliche Schein der brennenden Taiga, flammten brennende Äste gleich Sternschnuppen auf.

Langsam bewegte sich der Panzer vorwärts. Jetzt war nur noch das Knirschen der Raupen über dem festen Grund des Sees und das Plätschern des Wassers zu hören.

Der Professor zwängte sich aus der Turmluke und musterte neugierig den Boden, als ob er etwas suche. Dann hob er den Kopf und sah die Sternschnuppen. Er wollte mich wohl darauf aufmerksam machen und ließ die Hände von der Griffstange los, aber im selben Augenblick

schoß er, eine leuchtende Spur hinter sich, nach oben. Ich bummerte wie wild gegen die Panzerwände. Der „Phönix“ hielt an. Andrei und ich versuchten uns durch Zeichen zu verständigen.

Wir konnten nicht damit rechnen, daß der Professor das gegenüberliegende Ufer schwimmend erreichen würde. Außerdem war es überhaupt unmöglich, das Ufer zu betreten, denn der See war ja von einer dichten Flammenmauer umgeben. Über uns sahen wir den Professor. Die Asbestkombination und Stiefel schimmerten wie von einer funkelnden Glasur überzogen — so glich er einer Porzellanfigur.

Plötzlich schnellte im Licht der Scheinwerfer, wie von einem unsichtbaren Sprungbrett emporgeschleudert, eine Gestalt nach oben. Es war Sandro, um den Leib einen Strick, an dem wir ihn und den Professor, den er fest umklammert hielt, ohne große Mühe in den Panzer zurückholten.

„Das hätte ich nie gedacht“, sagte Tschernichow später, „daß man mich einmal an einem Strick von der Wasseroberfläche unter Wasser ziehen würde, um mich zu retten.“

Der Motor heulte auf, und unser „Phönix“ rollte wieder über den leuchtenden Sand und über grüne Wasserpflanzen.

Wie eine Granate schoß plötzlich ein Gegenstand aus dem Turm des Panzers und verschwand über unseren Köpfen. Bevor ich erkennen konnte, was es gewesen sein mochte, hatte der „Phönix“ diese Stelle schon hinter sich gelassen. ‚Vielleicht war es ein verbranntes Holzsplit, das sich in der Luke verklemmt hatte‘, versuchte ich mich zu beruhigen.

Bernsteingelbes Wasser kündete die Nähe des Ufers an. Der Grund stieg allmählich an, und die spiegelnde Decke, die jetzt besonders durchsichtig war, senkte sich langsam auf unsere Köpfe.

Endlich durchstießen wir das gläserne Dach, und der „Phönix“ trug seine Besatzung an das brennende Land.

Wir verschwanden sofort im Turm, schlossen die Luken und schalteten den Kühlapparat ein. Es herrschte eine so bleierne Hitze, daß wir glaubten, sie würde unseren Panzer schmelzen. Wir fuhren über endlose Barrikaden von niedergestürzten Bäumen und lodernde Berge von Stämmen und Zweigen. Der Kühlapparat war der ungeheuren Glut nicht gewachsen, unsere nassen Anzüge kochten wie in einem Dampfbad.

Zehn bis zwanzig qualvolle Minuten mochten vergangen sein. Das Atmen fiel uns immer schwerer. Der Zeiger des Manometers rückte unerbittlich nach links, der Sauerstoff reichte höchstens noch für eine Stunde,

Der Panzer verlangsamte seinen Gang und blieb schließlich stehen. Sandro öffnete ein wenig seine Luke. In der Feuerwand vor uns war keine Bresche zu finden. An ein Weiterfahren war nicht zu denken. Wir versuchten, die Stellen, wo der Brand am stärksten wütete, zu umfahren. Der „Phönix“ wich nach rechts aus, aber auch hier tobten die unersättlichen Flammen. Dann warf er sich nach links; durch rötlichen Rauch sah man schwarze, vom Feuer noch unberührte Baumstämme.

Sandro hielt das rollende Ungetüm für einen Augenblick an, um es dann wieder vorwärts zu treiben.

Mit einemmal fühlte ich den Boden unter meinen Füßen schwinden. Heftig schlug ich gegen die Lukenklappe. Mir wurde schwarz vor den Augen.

Der Sturz schien mir eine Ewigkeit zu dauern. Dann bekam ich einen neuen Schlag, hundertmal stärker als den ersten, und ich verlor das Bewußtsein.

Wo sind wir?

Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich im Halbdunkel des Rauchschleiers meine Gefährten auf dem Boden des Panzers liegen. Der Professor stöhnte leise. Andreis Hand suchte kraftlos einen Halt, an dem er sich aufrichten konnte.

Die Turmluke öffnete sich, und über uns tauchte Sandros Kopf auf.

„Lebt ihr noch, Freunde? Antwortet!“ rief er stockend.

„Wir leben, Sandro“, antwortete Andrei, stand mühsam auf und rieb sich die Schulter.

„Anscheinend lebe ich auch noch“, murmelte der Professor und befühlte seinen Kopf.

„Seht doch“, schrie Sandro, der mich an der Schulter zerzte, um mir beim Herausklettern behilflich zu sein, „hier brennt es nicht!“

Ich sah mich um, und wirklich, nirgends brannte es. Es schien, als ob wir in eine andere Welt geraten wären. Ringsherum war es still, nur aus der Ferne drang das Prasseln des Feuers zu uns herüber. Aber aus der Höhe sanken dichte Rauchwolken nieder, durch die das Tageslicht spärlich wie durch eine schneebedeckte Glaskuppel fiel.

Ich sprang vom Panzer, stürzte auf die Bäume zu, umarmte sie und preßte mein Gesicht gegen ihre Rinde, um

durch den klebrigen Gummi der Maske ihre kühlende Frische an den heißen Wangen zu verspüren.

Sandro pflückte im Gras eine Glockenblume, die er gegen die Gläser meiner Maske hielt.

„Wo sind wir?“ fragte er. „Warum brennt es hier nicht?“ Andrei nahm einen kleinen Kompaß aus der Tasche und sagte:

„Ich werde die Richtung feststellen. Geben Sie mir für alle Fälle die Sauerstoffflasche mit, die wir noch in Reserve haben.“

Ich kletterte in den Panzer. Die Flasche, die für Walja bestimmt war, hatten wir mit einem Riemen an der Wand des Turms befestigt: ich wußte das ganz genau. Aber wo war sie jetzt?

„Wird's bald?“ drängte Andrei.

Rasch fragte ich Sandro und den Professor nach der Flasche, aber keiner hatte sie an einen andern Platz gehängt. Und erst jetzt erinnerte ich mich des Gegenstandes, der aus dem Turm des „Phönix“ herausgeschossen war, als wir unter Wasser fuhren. Das war also die Reserveflasche gewesen, die wir für Walja aufgehoben hatten.

„Sie ist nicht hier!“ schrie ich.

Andrei machte eine müde Handbewegung und verschwand im Rauch.

Um mit dem Kompaß die Richtung festzustellen, mußte man mindestens zehn Meter von einer so großen Eisenmasse wie dem Panzer entfernt sein. Deshalb schien mir Andreis Verschwinden vollkommen natürlich. Doch es verging Minute um Minute, und Andrei kam nicht zurück. Inzwischen sah der Professor angespannt in den schwarzen Rauchsleier.

„Nehmen wir an, daß es ihm gelingt, die Richtung festzu-

stellen, in der wir hier herauskommen können“, dachte ich. „Aber wird er auch wieder zurückfinden? Die Scheinwerfer des Panzers brennen nicht mehr — die Akkumulatoren sind entladen. Schreien hat keinen Zweck; durch die Maske ist auf wenige Schritt Entfernung schon nichts mehr zu hören. Er kann ganz dicht am Panzer vorbeikommen und ihn nicht bemerken.“

„Es ist keine Minute Zeit zu verlieren“, rief Sandro keuchend. „Der Sauerstoff geht zu Ende!“ Er beugte sich zu mir und sagte so leise, daß der Professor es nicht hörte: „Ich glaube nicht, daß Andrei sich verirrt hat, ihm muß etwas zugestoßen sein, oder er ist zurückgegangen, um Walja zu suchen.“

„Wohin zurück?“ unterbrach ich ihn. „Weißt du überhaupt, wo wir hier sind?“

„In einer tiefen Schlucht. Das Feuer ging drüber hinweg.“ Er zeigte mit der Hand nach oben.

Der Professor kam heran, packte ihn an der Schulter und sprach zu ihm.

Ich sah abwechselnd von einem zum andern, lauschte den dumpfen Lauten, die durch die Masken drangen, und alles schien mir wie ein schrecklicher Traum.

Ich wollte mir über die Augen wischen, um diesen Traum zu verscheuchen, aber die Gläser der Sauerstoffmaske drückten gegen die Augenlider, und die Hand rutschte über das glatte Glas. Wo mochte Andrei stecken? Sein Sauerstoffvorrat ging bald zu Ende; dann war es aus. Und Walja? Wo war sie? Ströme von kaltem Schweiß rannen mir über den Rücken; ich zitterte, als ob mich ein Schüttelfrost durchrüttelte. Ich mußte sie suchen gehen.

Mit festem Griff packte ich Sandro am Arm.

„Ich gehe, hörst du?“ Ich blickte auf das Manometer des

Sauerstoffgerätes. „Wenn ich in einer halben Stunde nicht zurück bin, versuch allein durchzukommen.“

„Und wie willst du zurückfinden?“ fragte mich Sandro und drückte mir die Hand, daß es schmerzte.

Und plötzlich kam mir eine lächerlich einfache Idee, die ich aber erst einmal prüfen wollte. Ich stieg in den Turm des Panzers, nahm das in Asbestgewebe gewickelte Paket und machte mich für den Marsch fertig.

„Was haben Sie vor?“ fragte der Professor stockend. „Sie werden ebensowenig zurückkommen wie Walja und Andrei.“

„Um mich brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Ich werde zurückfinden, darauf können Sie sich verlassen.“

„Im Rauch ist nichts zu sehen“, antwortete der Professor schroff.

„Ich brauche auch nichts zu sehen. Ich bitte Sie nur, diese beiden Drähte in regelmäßigen Abständen zu verbinden und zu unterbrechen“, fügte ich noch hinzu und verschwand in der Rauchwolke.

Der Ariadnefaden

Als sich Andrei von dem Panzer entfernt hatte, um die Richtung festzustellen, hatte er das Gefühl, bergab zu gehen, beim nächsten unsicheren Schritt in eine gähnende Tiefe zu stürzen. Vorsichtig suchte er sich mit dem Kompaß in der Hand einen Weg. Eine unerklärliche, be-
zwingende Kraft zog ihn vorwärts durch den dichten Rauchsleier.

Er konnte nicht glauben, daß Walja umgekommen sei. Aber wohin mochte sie gegangen sein? Warum war sie

nicht bei ihrem Vater auf der Insel geblieben? Was hatte sie nur in das Flammenmeer getrieben?

Andrei stürmte vorwärts. Plötzlich knickte er mit dem Fuß um, stürzte zu Boden, und ein heftiger Schmerz schnürte ihm die Kehle zu. Er rang nach Luft und befühlte seine Maske. Was konnte geschehen sein? Vielleicht war der Schlauch von der Sauerstoffflasche abgerissen? Rauch kam ihm in die Lunge und biß in den Augen. Andrei führte automatisch die Hände zu den Augen, um sie auszuwischen, aber wo war das eine Glas? Es mußte beim Sturz zerschlagen sein.

Für lange Überlegungen war keine Zeit. Das Messer aus der Tasche zerren und ein Stück festes Asbestgewebe aus der Kombination schneiden, war eine Sache von Sekunden. So schnell wie möglich mußte das Augenfenster geschlossen werden. Der Metallkranz, an dem das Glas vorher befestigt war, saß an der richtigen Stelle. Jetzt fehlte nur noch etwas zum Festbinden — ein Grashalm oder eine Bastfaser. Andrei bückte sich und tastete den Boden ab. Dabei preßte er den Sauerstoffschlauch krampfhaft gegen den Mund.

Doch, was war das? In der Hand hielt er eine dünne und feste Schnur, die sich um seine Beine geschlungen halte. Deshalb also war er gefallen. Aber wie kam die Schnur in diese Schlucht?

Rasch schloß Andrei erst einmal das rechte Augenfenster der Maske mit dem Asbestgewebe aus der Kombination. Jetzt sah er nur noch halb so gut, aber das war das wenigste. Er stand auf, sein Kompaß fiel ihm ein. Wo hatte er ihn gelassen? Er kniete abermals nieder und tastete über das feuchte Gras, um den kleinen schwarzen Kasten zu suchen.

Und wieder bekam er die Schnur in die Hand. Er zog sie heran und konnte jetzt feststellen, daß sie sehr lang sein mußte. Wohin mochte sie führen? Andrei richtete sich wieder auf und ließ sich von dem seltsamen Faden führen, indem er ihn durch die Finger gleiten ließ.

Vor ihm schien der Rauch dichter zu sein. Aber durch das dunkle Ornament der Blätter und Nadeln flackerte ein winziges Flämmchen, das sich bald hob, bald senkte. Es sah so aus, als ob sich jemand mit einer erlöschenden Kerze näherte. Und schon streckte Andrei dem unerwarteten Gast die Hand entgegen, aber kraftlos blieb sie in der Luft hängen. Über die dünne Schnur tänzelte zischend und knisternd das erlöschende Flämmchen. Jetzt hatte es seine Hand erreicht, beleckte sie mit seiner heißen Zunge und erlosch. Und damit war auch die letzte, trügerische Hoffnung auf Rettung erloschen.

Andrei ging in der Richtung, aus der das Flämmchen gekommen war. Beharrlich schritt er aus. Und da es bergab ging, hatte er das Gefühl, daß seine Beine von selbst liefen.

Plötzlich hob er den Kopf und blieb stehen. Durch den schwarzen Rauchschleier schimmerte vom Grund der Schlucht ein Licht.

„Ist das die Sonne, die vom Wasser zurückgestrahlt wird? Bin ich denn im Kreis gegangen und wieder am See herausgekommen?“ dachte Andrei.

Das Licht strahlte immer heller, je näher er kam. Heiß wehte es ihm entgegen. Er trat so dicht wie möglich heran, um das geheimnisvolle Licht zu betrachten — es war ein glühender Körper, der die Form einer Kugel von etwa zwei Meter Durchmesser hatte, Sie lag mitten in einem erlöschenden Brandherd, von dem ein schwarzer

verbrannter Streifen den Abhang der Schlucht hinauf führte.

Andrei schaute nach oben; dort wütete das Feuer.

„Von hier also hat sich der Brand der Taiga ausgebreitet!“ dachte er. „Aber wie ist die seltsame Kugel nur hierhergekommen?“

Andrei blickte sich um. Und da — in dem rötlichgelben Widerschein der Feuerkugel sah er eine dunkle Gestalt.

Die rätselhafte Kugel

Ich stieg den Abhang der Schlucht hinab. Um mich her war schwarze Nacht. Aber je weiter ich ging, um so durchsichtiger wurde das Dunkel.

Ein seltsam flackerndes Feuer beleuchtete von innen diese mit aufsteigendem Rauch erfüllte Schlucht. Durch den schwarzen Nebel leuchtete die glühende Kugel, die zu meinen Füßen lag.

Ich bog die Zweige eines dichten Strauches auseinander, um mir die auf die Erde herabgestiegene kleine Sonne anzusehen. Sie war eine Kopie, oder besser gesagt, ein „lebendes Modell“ der Sonne.

Ich konnte den Blick nicht von diesem Geschenk des Himmels abwenden. Irgendwie kam ich zu der festen Überzeugung, daß ich die gestern niedergegangene Sternschnuppe vor mir hatte. Aber nein, das konnte kein gewöhnlicher Meteorit sein, denn er war nicht verbrannt, nicht zerplatzt, nicht in die Erde eingedrungen! War es vielleicht ein Geschenk von einem anderen Planeten, eine Planetenrakete der Marsbewohner?

Vor der Feuerkugel sah ich durch den Rauchnebel die

Umriss zweier Gestalten. Es waren seltsame, menschenunähnliche Wesen. Sie saßen im Gras und streckten ihre zangenähnlichen Fühler aus. Als einer von ihnen mir den Kopf zuwandte, bemerkte ich mit Schrecken ein Zyklopaugenauge, das in dem roten Schein der Kugel funkelte.

Mit angehaltenem Atem beobachtete ich diese unirdischen Wesen. Vielleicht war ich der einzige Mensch, der das Glück hatte, diese geheimnisvollen Fremdlinge aus einer anderen Welt so nahe zu sehen.

Als ich näher herankam, dämmerte mir eine Vermutung. Erschüttert blieb ich stehen — die beiden unheimlichen Wesen vor mir waren niemand anders als Andrei und Walja!

In den Rauch der brennenden Taiga gehüllt, die Sauerstoffmasken vor dem Gesicht, saßen sie vor dem glühenden Meteoriten und unterhielten sich lebhaft. Es waren aufregende Minuten eines ungewöhnlichen Wiedersehens. Dieses Glück konnte ich kaum fassen. Ich war ausgegangen, um Andrei zu suchen, hatte aber Andrei, Walja und die rätselhafte Kugel gefunden! So laut ich konnte, schrie ich:

„Andrei, Walja!“

Walja fuhr zusammen, Andrei wandte sich um und versuchte, meine Gestalt in dem dichten Rauch zu erkennen.

„Hallo, Freunde“, sagte ich und faßte sie um die Schultern, „ihr habt euch einen völlig ungeeigneten Platz für eure Erklärungen ausgesucht. Schaut auf das Manometer der Sauerstoffgeräte, schaut euch um.“

„Sieh dir das an!“ sagte Andrei, der nicht auf meine Worte achtete und auf die Kugel wies. „Was werden wir damit anfangen? Auch der Panzer wird diese Kugel nicht abschleppen können. Ob wir den ‚Phönix‘ über-

haupt finden? Ich habe schon die Hoffnung aufgegeben, aus der Taiga herauszukommen.“

„Wir werden den Panzer mit dem Radio suchen“, sagte ich und war schon dabei, mein Paket auszuwickeln und den Deckel des kleinen Koffers zu öffnen. „Ich habe nämlich meinen Empfänger mitgebracht.“

„Und was ist mit dem Sender?“ fragte Andrei.

„Für den Sender habe ich gesorgt...“

Gereizt wandte Andrei ein:

„Glaubst du vielleicht, ich sei so naiv, zu glauben, daß es dir in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit gelungen ist, einen Sender aufzubauen? Wir wollen hier nicht Versteck spielen. Walja und ich sind uns über die Aussichtslosigkeit unserer Lage vollkommen klar. Wir sind bereit...“

„Von mir aus glaub, was du willst“, sagte ich, warf einen Blick auf die glühende Kugel und fügte hinzu: „Die werden wir auch noch holen.“

Ich stöpselte die Stecker des Kopfhörers in die Buchsen des Empfangsgeräts, schaltete es ein und begann, auf der Skala zu suchen.

Da, ein lautes, starkes Knattern, das sich so anhörte, als ob über unsern Köpfen die Bäume krachten. Es war der primitive Sender, den der Professor bediente.

„Haltet euch an meinem Koppel fest“, sagte ich zu Andrei.

„Die Rahmenantenne gibt die Richtung ziemlich genau an. Los, beeilen wir uns!“

Der Rückweg war beschwerlich, oft verloren wir uns in dem schwarzen Rauch, stolperten über verkohlte Äste, aber schließlich wurden wir sicher und zuverlässig zu unserem Ziel geführt; nicht von einer modernen Radio-station, sondern von dem alten, bewährten Funken aus der Zeit des Radioerfinders Popow.

Einige Minuten später sahen wir diesen Funken auf dem Turm des „Phönix“.

Von der Zündspule, die Sandro im Panzer gelassen hatte, liefen zwei Drähte zur Turmluke; zwischen ihnen sprang ein bläulicher Funke über... Und unten am Boden kauerte der Professor und strich mit dem Draht über die Akkumulatorklemme. Er sendete die Zeichen, die ich mit meinem Empfänger aufgenommen hatte. Niemals zuvor in seinem Leben war dem Professor wohl so ein primitiver Sender unter die Finger gekommen, aber ich hatte den Eindruck, daß er mit derselben Konzentration arbeitete, mit der er bisher seine Versuche auf den großen Funkstationen zur Erforschung der Ionosphäre durchgeführt hatte.

Wieder vereint

Ich will unsere Begrüßung hier nicht näher beschreiben. Denn ich glaube, daß allen verständlich sein wird, wie groß die Freude der Menschen war, die diese ungewöhnliche Reise im Kampf um das Leben einander nähergebracht hatte.

Andrei hielt Walja zurück, fingerte lange an ihrer Sauerstoffflasche herum und sagte:

„Dein Sauerstoffvorrat reicht nur noch für eine halbe Stunde; wir dürfen keine Minute mehr verlieren.“

Walja lief erstaunt um den „Phönix“, betrachtete die mit schwarzen Rußflecken bedeckten Asbestseiten und zwängte sich durch die Turmluke in den Panzer.

„Sandro, hast du ein Schleppseil mitgenommen?“ wandte ich mich an unseren Panzerfahrer.

„Ich bin dagegen, daß wir in die Schlucht fahren“, unterbrach mich Andrei. „Walja hat nur noch für ganze dreißig Minuten Sauerstoff. Wir schaffen es sonst nicht zurück.“

„Sie haben recht, Genosse Jarzew“, stimmte der Professor mürrisch zu, „Im Interesse der Wissenschaft müssen wir sofort fahren, ohne auch nur eine einzige kostbare Minute zu verlieren. Ich bin überzeugt, daß das Feuer bald gelöscht sein wird.“

„Ich verstehe Sie nicht, Professor“, sagte ich verwundert. „Wenn der Brand erlischt, können wir uns doch leichter durchschlagen.“

„Bedenken Sie bitte, werter Kollege“, bemerkte der Professor, „daß wir die Ausbreitung der Radiowellen in einem Feuerbereich nur während des Brandes selbst untersuchen können. Wir werden das jetzt nachholen, was Sie auf dem Weg zur Insel versäumt haben.“

Jarzew wandte sich an Sandro:

„Und was sagst du?“

„Verzeihung“, sagte Beridse hastig, „ich schätze die Wissenschaft sehr, aber die Menschen haben für mich doch bedeutend größeren Wert. Der Weg ist ziemlich weit, viel Sauerstoff haben wir auch nicht mehr. Wir werden so schnell wie möglich von hier verschwinden. Später kann ich immer noch zurückfahren und die Kugel abschleppen, den Brand löschen, die Wellen erforschen — meinetwegen im Feuer, im Wasser oder in der Luft, ganz wie Sie wollen.“

Ich hörte Sandro schweigend zu und fühlte, daß er recht hatte, aber ich konnte mich nicht mit dem Gedanken abfinden, daß die geheimnisvolle Kugel uns und der Wissenschaft für immer ein Rätsel bleiben sollte. Alle waren gegen meinen Vorschlag, keiner wollte mich verstehen.

Walja zwängte sich aus dem Turm, sprang leichtfüßig ins Gras und rief:

„Wie ich sehe, wollt ihr mich in dieser Maske zu Tode quälen. Ich fühle schon, wie mir das Atmen immer schwerer wird. Los, fahren wir die Kugel holen!“

„Die Kugel wird einstweilen hierbleiben“, sagte ich und kletterte auch schon auf den Panzer. „Wir fahren sofort.“ Entrüstet wandte sich Walja zu mir um.

„Ich verstehe Sie einfach nicht“, sagte sie mit bebender Stimme. „Wenn ich Ihnen nicht zu Dank verpflichtet wäre, weil Sie zusammen mit meinen Freunden diese mutige Reise zu unserer Rettung unternommen haben...“

„Aber erlauben Sie, Walja...“, versuchte ich einzuwenden.

„Ich will von Ihnen nichts mehr hören“, fuhr sie erregt fort. „Vielleicht bin ich unbeherrscht, aber bin ich vielleicht nur deshalb auf Erkundung gegangen, um einen Weg durch die brennende Taiga zu suchen? Ich war überzeugt davon, daß man uns retten würde; aber ich wollte unbedingt den Meteorit finden. Ich habe gesehen, wie er zur Erde gestürzt ist. Als ich in die Schlucht hinabstieg, legte ich die Schnur aus, um später den Rückweg zu finden. Ich merkte nicht, daß sie anfang zu brennen, als sie mit der glühenden Oberfläche des Meteorits in Berührung kam. Und jetzt stehen Männer vor mir, Ingenieure, Gelehrte. Sie haben eine großartige Maschine, die Wunder vollbringen kann. Wer gibt Ihnen das Recht, so...“ Walja hustete, winkte ab und drehte sich um.

Ein peinliches Schweigen machte sich breit. Der Professor schaute nach oben, durch den fast undurchdringlichen Rauchsleier. Sandro hämmerte nervös mit der Faust gegen den Panzer, während Andrei den Zeiger des Mano-

meters am Sauerstoffgerät beobachtete. Auch ich war verlegen, war aber Walja aus tiefstem Herzen dankbar für ihre unerwartete Unterstützung.

Andrei beugte sich zu Sandro hinüber und sprach mit ihm. Der nickte mit dem Kopf und kletterte in den Turm. „Auf die Plätze!“ schrie Andrei.

Welche Entscheidung halte er getroffen? Ging es zurück oder fuhren wir nach unten, um die rätselhafte Kugel mitzunehmen? Der Panzer startete und wälzte sich langsam den Abhang hinauf. Walja warf mir einen bösen Blick zu. „Sie können sich freuen, Ihre Vorsicht hat gesiegt; bald wird Ihre unangenehme Mission zu Ende sein...“

„Hören Sie, Walja, das ist doch nicht meine Entscheidung.“

Sie unterbrach mich:

„Ich kenne Sie zwar nicht, dafür kenne ich aber die andern allzu gut. Keiner von ihnen würde zögern, wenn er vor die Wahl gestellt wäre: friedlich nach Hause zurückzukehren oder ausziehen, um etwas Unbekanntes zu enträtseln. Begreifen Sie wirklich nicht, daß wir nur Ihretwegen kehrtmachen?“

„Wieso meinetwegen?“ wunderte ich mich.

Walja blickte auf Andrei, überzeugte sich davon, daß er uns nicht beobachtete, und beugte sich zu mir.

„Natürlich, weil sie nicht wollen, daß Ihnen etwas zustößt.“

Ich schwieg verblüfft. War es wirklich so? Wollte Andrei einen zufällig anwesenden Menschen nicht einer Gefahr aussetzen, die sich vermeiden ließ? Aber hatte ich diesen Vorschlag nicht selbst gemacht?

Im selben Augenblick machte der Panzer einen Bogen um riesige Baumstämme und rollte schnell bergab — zu dem

Fundort der Kugel. Andrei schaute mich an, Ich sagte nichts, drückte ihm nur schweigend die Hand.

An einigen unscheinbaren Merkmalen erkannte ich den Weg, den ich vorhin mit Andrei und Walja gegangen war: das dichte Gebüsch, in dem dicker schwarzer Rauch hing; die Lichtung, von der aus ich die „seltsamen Wesen von einem anderen Planeten“ erblickt hatte, der schwarze verbrannte Streifen und dort der kleine Hügel, auf dem... aber was war das? Was war inzwischen geschehen?

Die Kugel befand sich nicht mehr an ihrem Platz.

Ist das wirklich das Ende?

In dem dichten Rauch tauchte Walja bald hier, bald dort auf. Sie konnte es einfach nicht fassen, daß die Kugel so plötzlich verschwunden war.

Ich kniete nieder, um nach Spuren des verschwundenen Meteorits zu suchen. Und wieder schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß es sich um eine lenkbare Maschine gehandelt haben müsse; denn ein Meteorit kann sich nicht selbst fortbewegen.

Ein winziger, kaum sichtbarer Funke erweckte meine Aufmerksamkeit. Wie aus kleinsten, in der Sonne glitzernden Glassplittern zusammengesetzt, lag vor mir ein gespenstischer, golden schimmernder Pfad. Vielleicht war das die Startbahn des seltsamen Raketengeschosses?

Plötzlich blieb ich stehen und mußte mir die Hand vor Augen halten. Ich sah einen grellen Feuerschein — dort

lag sie, die vermißte Kugel. Und wieder schien es mir, als ob sie leicht schwankte.

„Sehen Sie nur“, rief ich Walja zu, die mir gefolgt war.

„Sehen Sie doch, sie ist lebendig!“

Sandro hielt den „Phönix“ an, der uns gefolgt war und sprang aus der Luke. In den Händen hielt er ein Schleppseil aus Asbest.

„Was für ein Riese! Wir werden ihn nicht fortschaffen können; der Motor unseres ‚Phönix‘ ist nicht stark genug, außerdem sind die Akkumulatoren verbraucht.“

„Ich nehme an, die Kugel ist hohl“, bemerkte ich und trat näher heran. „Wir müssen es eben versuchen.“

Walja holte eine Brechstange aus dem Panzer, eilte zur Kugel zurück und stieß mit dem scharfen Ende dagegen.

Die Kugel schwankte leicht und... rollte geradewegs auf uns zu. Wir konnten eben noch zur Seite springen, da wälzte sich auch schon der Riese hitzespierend an uns vorüber und kam schließlich hinter uns zum Stehen.

„Mit solch einem Spielzeug ist nicht zu spaßen“, sagte Sandro und näherte sich vorsichtig der Kugel. Wie ein Lasso warf er das Seil über die Kugel, paßte auf, daß es genau bis zur Mitte hinabglitt, und zog dann die Schlinge behutsam an. Schließlich rollte die Kugel näher.

„Da siehst du“, sagte Walja mit unverhohlener Freude, „du kannst sie sogar allein abschleppen!“

„Das ist mehr als seltsam“, murmelte der Professor vor sich hin. „Aus was für einem Metall mag sie hergestellt sein?“

„Sie meinen, daß die Kugel ‚hergestellt‘ wurde?“ fragte ich den Professor.

„Ich weiß nicht, gar nichts weiß ich“, entgegnete Tschernichow und beobachtete die Kugel mißtrauisch weiter.

Dann kletterten wir wieder in den Panzer und fuhren an. Das Seil spannte sich, und die Kugel schleifte hinter uns her.

Der „Phönix“ wälzte sich den Abhang hinauf. Hier empfing uns das wütende Prasseln des Feuers. Doch die Raupen unseres Panzers erstickten die Flammen, so daß der „Phönix“ zwei schwarze Streifen hinter sich ließ, über die sich die Feuerkugel wie auf Schienen bewegte.

Aber was war mit der Kugel? Man konnte ihre leuchtende Oberfläche in den Flammen nicht erkennen. Alle zehn Meter bat ich Sandro, den Panzer anzuhalten, und sah nach, ob das Seil noch gespannt war.

„Wir können uns hier nicht herausarbeiten“, sagte Andrei plötzlich, „wir haben die Richtung verloren.“

Außer den Flammen ringsum war nichts mehr zu sehen. „Versuchen wir es noch einmal mit dem Empfänger, der uns schon zur Insel und zum „Phönix“ geführt hat“, dachte ich und öffnete ein wenig die Turmluke. Mit großer Mühe zog ich die in Asbest gewickelte Rahmenantenne heraus, schaltete das Empfangsgerät ein und lauschte. Aber außer Knattern und Zischen war nichts zu hören.

Der Professor stand neben mir und trat vor Ungeduld von einem Bein auf das andere. Auf einmal zupfte er mich am Ärmel und schrie:

„Die Flammen schirmen die Rahmenantenne ab!“

„Los, Sandro, such irgendeine Stelle, wo es nicht brennt, und wenn es nur ein Quadratmeter ist!“ rief Jarzew.

Der Panzer rollte durch den Wald, aber überall loderten die Flammen, nirgends war eine freie Stelle zu finden. Plötzlich bremste Sandro scharf ab, zwängte sich in das Heck des Panzers und angelte nach einer in Asbest gewickelten Rolle. Laut lachend sagte er:

„Wissen Sie, da ist mir eine alte Sache eingefallen! Gestatten Sie, daß ich sie probiere, Genosse Ingenieur-Major.“

Und schon öffnete Sandro die Luke und schleuderte mehrere blinkende Gegenstände mit großem Schwung nach vorn. Die Luken klappten wieder zu. Einen Augenblick später erfolgte eine dumpfe Explosion, und vor uns wurde es dunkel, als ob irgendein riesiges, phantastisches Ungeheuer mit einem einzigen Hauch das Feuer gelöscht hätte.

Vor uns lag eine feuerfreie Fläche von einigen Quadratmetern. Einige Panzerabwehrgranaten hatten ihre Wirkung getan. Doch kaum hatte ich die Luke wieder ein wenig geöffnet, als aus der Ferne eine zweite Explosion ertönte. Sie hörte sich an wie ein verspätetes Echo.

Und ich hatte noch nicht einmal Zeit, mir darüber klarzuwerden, was das bedeuten könnte, als eine Explosion nach der anderen erfolgte. Sandro tanzte vor Freude auf seinem Platz hin und her und schrie:

„Flugzeuge bombardieren die vorderste Linie des Feindes. Jetzt ist der richtige Moment gekommen, seine Verteidigung zu durchbrechen!“

Mir fiel ein, daß die Anwendung von Feuerlöschbomben eine der wirksamsten Methoden zum Löschen großer Waldbrände ist.

Im Nu hatte ich die Rahmenantenne außen auf den Turm gestellt, schaltete das Empfangsgerät ein und drehte am Einstellknopf, als mich der Professor wieder anstieß:

„Merken Sie ein periodisches Fading¹ der Funkzeichen?“ schrie er mir ins Ohr.

¹ Fading — Wellenschwund

Ein leises Pfeifen war aus weiter Ferne zu hören. Ich konnte bereits Worte auffangen und stellte meine Rahmenantenne nach der Lautstärke ein.

„Sie hörten eine Sendung von Radio...“ vernahm ich, gespannt lauschend, eine Stimme aus dem Äther. Gleich würde sie den Sender ansagen.

„Ich hatte also recht: die abschirmende Wirkung des Feuers macht sich jetzt weniger bemerkbar!“ schrie mir der Professor ins Ohr.

„Gar nichts kann ich empfangen, stören Sie mich doch nicht“, antwortete ich wütend.

Der Zeiger huschte über die Skala.

„Hier spricht Moskau!“ ertönte es im Kopfhörer.

Die Richtung war gefunden. Wir würden der Stimme Moskaus folgen. Denn ich wußte, Moskau lag im Westen, und vom Westen her waren wir auch in die Taiga eingedrungen.

„Fahr geradeaus, was auch kommen mag!“ schrie Jarzew.

Der „Phönix“ stürmte wieder durch Feuer und Rauch. Wir überquerten einen dunklen Streifen, den die Feuerlöschbomben von Flammen gesäubert hatten, doch wieder gerieten wir in ein brennendes Dickicht. Das Atmen wurde schwer. Andrei hielt das Manometer seines Sauerstoffgerätes an den Sehschlitz. Als er bemerkte, daß ich ihn beobachtete, ließ er es lässig sinken.

Der Panzer verlangsamte seine Fahrt, rollte noch ein kleines Stück und blieb stehen. Sandro sprang von seinem Sitz und schrie:

„Die Akkumulatoren!“

Andrei wandte sich augenblicklich nach dem Armaturenbrett um und sah auf das Voltmeter.

„Die Akkumulatoren haben keine Ladung mehr“, sagte er, nachdem er den Hebelschalter niedergedrückt hatte.

Walja umklammerte ihn.

„Andrei, ist das wirklich das Ende?“

Sandro öffnete die Luke, Flammen schlugen in den Panzer.

Der „Phönix“ beendet seine Fahrt

Über das, was weiter geschah, kann ich nur wenig berichten. Mein Bewußtsein trübte sich, und ich erinnere mich nur noch an einzelne Momente.

Der Kühlapparat setzte aus, nicht einmal dafür reichte noch die Energie der Akkumulatoren. Die bis dahin mit Reif bedeckten Röhren wurden heiß, wie auch alle anderen Metallteile im Panzer. Die Gummimaske klebte am Gesicht fest, die nassen Anzüge erwärmten sich, und Schweiß trat uns aus allen Poren wie bei einem heftigen Fieber.

„Der Panzer läuft nicht mehr“, röchelte Andrei an meinem Ohr. „Selbst wenn meine Akkumulatoren nicht arbeiten, entladen sie sich nach einigen Stunden von selbst. Ich dachte, wir würden es schaffen... Es ist schief gegangen... Wenn man ihre Lebensdauer wenigstens um zehn Minuten verlängern könnte...“

Er war völlig außer Atem — offenbar hatte er keinen Sauerstoff mehr in der Flasche. Aber warum hatte er ihn schneller verbraucht als wir? Ich tastete die Flasche ab — sie war anders als unsere. Durch den Schleier vor meinen Augen konnte ich unterscheiden, daß auf Andreis Flasche das grüne Dreieck fehlte.

„Die Akkumulatoren haben sich wahrscheinlich durch die Hitze entladen“, sagte ich zu Andrei, während ich darüber nachdachte, wo ich diese Flasche schon gesehen hatte.

„Nein, sie... sind gegen Feuer isoliert“, erhielt ich stockend zur Antwort. „Wie alle Akkumulatoren arbeiten sie bei hoher Temperatur intensiver... Halt!“ Fest packte er meinen Arm.

„Sandro, rei die Verkleidung von den Akkumulatoren! Mögen sie kochen... Die Reaktion geht dann stärker von-statten.“

In allen Winkeln des Panzers, in denen die Akkumulatoren aufgestellt waren, schlitzen wir mit unseren Messern die Luftkissen auf, mit denen sie verkleidet waren, und zerrten verbissen das Asbestgewebe herunter. Unser hastiges Atmen verringerte den Sauerstoffvorrat noch mehr. Andrei sank kraftlos auf den Boden.

„Sandro, los, einschalten...“

Ich sah auf das Manometer von Andreis Sauerstoffgerät. Der Zeiger stand auf Null. Und plötzlich erinnerte ich mich, wo ich diese Sauerstoffflasche gesehen hatte: Andrei hatte sie Walja abgenommen, um sie zu prüfen, und sie dann mit seiner vertauscht, ohne daß Walja es gemerkt hatte.

Der „Phönix“ zog langsam an, kaum daß sich die Raupen bewegten. Die kochenden Akkumulatoren gaben das Letzte her.

Ich schaute durch den Sehschlitz. Aber die Rauchwand war so dicht, daß man sie wie die Mauer einer feindlichen Zitadelle hätte sprengen können. Flammen jedoch waren nicht mehr zu sehen; die Feuerlöschbomben hatten ihre Schuldigkeit getan.

Werden wir doch nicht die Masken herunterreien müssen,

daß der beißende Rauch in Nase, Kehle und Lungen dringt?... Plötzlich glaubte ich zu träumen. Von fernher ertönte das Dröhnen fahrender Panzer.

Die Lukenklappe polterte, und über uns tauchte in den Rauchschwaden ein Gesicht mit einer Maske auf — es war der Fahrer des Panzers, der uns in die Taiga geschleppt und an der Straßenkreuzung gewartet hatte.

Als wir mit gierigen Zügen reichlich Sauerstoff aus den zugereichten Reserveflaschen geatmet hatten, erzählte uns der Panzersoldat, daß der Oberstleutnant, über unser langes Ausbleiben beunruhigt, noch mehrere Panzer ausgeschickt hatte, um uns zu suchen. Und wirklich, eine Minute später tauchten sie von allen Seiten auf, als ob sie hinter den Bäumen auf das Signal zum Angriff gewartet hätten. Sandro kroch aus der Luke, rief etwas Unverständliches und wies auf die Panzer.

„Weißt du, mein Lieber“, schrie er mir dann ins Ohr, „wenn alle diese Panzer feuerfest, wenn sie alle wie unser ‚Phönix‘ wären, würde ich sofort zurückfahren.“

„Warum? Was hast du dort verloren?“ fragte ich verwundert.

„Nichts, aber das Feuer ist noch da. Wir müssen dagegen angehen mit Minen, mit Bomben und Feuerlöschern. Ein Panzertrupp muß eingesetzt werden.“

„Das wird noch kommen“, antwortete ich ihm. „Der Phönix war unser erster Kundschafter. Vielleicht werden wir noch feuerfeste Löschpanzer für Wälder, Steppen und Torfmoore bauen. Für uns gibt es noch genug zu tun... Und dieser Brand da wird auch ohne uns bald gelöscht sein.“

Langsam folgte der „Phönix“ dem Schlepp-Panzer. Er ruckte und zuckte am Seil, als ob er sich wieder in das Feuer

stürzen wollte. Und hinter ihm schleifte wie ein riesiger Ball die Kugel, die alle Unebenheiten des Weges in kurzen Sprüngen nahm.

Die Kugel macht von sich reden

Am Abend lud uns der Oberstleutnant in sein Landhaus. Er wohnte unweit der Stadt am Ufer eines Flusses.

Ich war etwas früher gekommen und erwartete die Freunde auf dem Balkon. Nachtfalter kreisten um den Lampenschirm.

Ich setzte mich in den Sessel und blickte auf den in der Dämmerung kaum wahrnehmbaren dunkelroten Körper der Kugel. Es schien, als ob auch sie sich hier, vor dem Balkon, inmitten von Blumenbeeten, von der langen Reise ausruhte.

Niemals hatte ich so viel Freude an der Stille gehabt wie heute, nach dem Dröhnen des Panzers und dem Geheul des brennenden Waldes.

Die dünnen Kristallgläser auf dem Tisch klirrten. Andrei und ein mir unbekanntes Mädchen kamen heran. So sah also Walja ohne Maske aus! In dem roten, mit Gold bestickten Kleid erinnerte sie nicht an den Passagier des „Phönix“. Blondes, glänzendes Haar, lachende Augen und Lippen und eine anmutige Gestalt! Sie faßte Andrei unter und führte ihn an das Geländer des Balkons.

„Morgen früh wird sie sicher kalt sein“, sagte Walja und wies auf die Kugel. „Dann werden wir alles über sie erfahren. Vielleicht ist sie wirklich der Sendbote eines anderen Planeten!“

Ich erhob mich leise von meinem Platz in der dunklen Ecke und trat zu den beiden. Walja blickte sich um und sah mich verwundert an. Auch sie erkannte mich nicht.

„Jetzt muß ich euch erst einmal miteinander bekannt machen“, lachte Andrei, packte mich am Arm und führte mich zu Walja. Sie sah mich aufmerksam an und drückte mir fest die Hand. Doch unser Gespräch wurde durch die Ankunft des Professors unterbrochen.

„Stellen Sie sich vor, Kollege“, rief er bereits von der Schwelle aus, „meine Vermutungen haben sich als richtig erwiesen; ich habe mich jetzt an Hand meiner Aufzeichnungen davon überzeugt, daß wir im Feuer reflektierte Wellen empfangen haben.“

Hinter dem Professor erschien der Oberstleutnant, ihm folgte Sandro. Er trug einen schneeweißen Uniformrock mit goldenen Schulterstücken; die tadellosen Falten der sorgfältig gebügelten Hose stießen auf die Spitzen der glänzenden Schuhe. Ich sah ihn noch deutlich in seiner rauchgeschwärzten Fahrerkombi. Auch er war kaum wiederzuerkennen.

„Genosse Oberstleutnant“, sagte er plötzlich hitzig, „schicken Sie mich in die Taiga, ich werde das Feuer löschen. Der ‚Phönix‘ steht bereit, die Akkumulatoren sind bis morgen früh geladen!“

„Sie kommen zu spät, Sandro“, antwortete der Oberstleutnant lächelnd. „Das Feuer ist bereits gelöscht, wie mir vor einer Stunde mitgeteilt wurde. Kommen Sie, setzen wir uns an den Tisch und berichten Sie über Ihre heutigen Erlebnisse.“

Ein leiser Wind wehte uns den Brandgeruch aus der Taiga herüber. Andreis graumeliertes Haar bewegte sich leicht, er atmete tief, dachte über etwas nach und sagte:

„Dieser Brandgeruch verfolgt mich seit jenem Augenblick, als ich meine Heimatstadt in Flammen aufgehen sah. Das war an einem ebenso stillen Sommerabend wie heute. Sandro und ich mußten damals zusehen, wie die Dachstühle einstürzten und die Bäume des Stadtparks brannten. Und wir zogen weiter nach Westen... Später, als der Krieg zu Ende war, begann ich im Werklaboratorium zu arbeiten, aber die Freundschaft, die mich mit meinem Frontkameraden verband, war untrennbar. Und so folgte ich Sandro, kam hierher, um ein neues Laboratorium einzurichten. Und wie Sie gesehen haben, waren meine wissenschaftlichen Arbeiten auch hier notwendig und nützlich. Trinken wir nun auf die Frontkameradschaft in unserem friedlichen Leben, meine Freunde, auf die Freude am schöpferischen Suchen, die uns Sowjetmenschen eigen ist!“

Ich sah ihn an; er erschien mir wie verwandelt. Auf seinem Gesicht lag der Widerschein leidenschaftlicher, bejahender Kraft.

„Auf die Freude am schöpferischen Suchen! Was kann es Schöneres und Größeres geben?!“ sagte ich und hob mein Glas. „Es gibt noch soviel Ungewöhnliches, so viele ungelöste Rätsel in der Welt. Und wie Sie heute feststellen konnten, ist die Natur so verschwenderisch, daß sie nicht abwarten kann, bis der Mensch die Geheimnisse der Erde entschleiert hat, sie schickt uns neue Rätsel vom Himmel. Wir wollen den Ereignissen nicht zuvorkommen, soll die Kugel erst einmal abkühlen. Nur noch wenige Stunden, und wir werden vielleicht etwas Außergewöhnliches kennenlernen.“

Ich hatte meine Rede noch nicht beendet, als von draußen vor dem Balkon ein sonderbares Brodeln und dann ein

schriller Pfiff zu hören waren; eine grelle violette Flamme beleuchtete unsere erstarrten Gesichter.

Wie auf Kommando stürzten wir an das Geländer. Aus einer kleinen seitlichen Öffnung der Kugel schoß eine Flamme, und wie eine auf die Erde gestürzte Rakete rollte die Kugel über den Sandweg. Sie sprang über ein Blumenbeet und landete schließlich mit Pfeifen und Zischen auf dem Tennisplatz.

Als wir uns von unserem Schrecken erholt hatten, war die Flamme bereits wieder erloschen. Nur die Öffnung leuchtete noch, während auf der anderen Seite ein Sprung zu sehen war, wie der Spalt einer Luke.

„Hm... ich möchte sagen...“, stammelte der Professor.

Der Oberstleutnant ging um die Kugel herum, hob von der Erde einen Stock auf und klopfte damit vorsichtig die Oberfläche ab. Es gab einen hohlen Klang.

Der Stock fing an zu glimmen, kleine Funken sprangen über die dunkle Fläche der Kugel.

„Sie ist noch nicht kalt“, sagte der Oberstleutnant ruhig.

„Wir müssen noch warten.“

„Was heißt warten?“ entrüstete sich Walja. „Inzwischen kann sie auf und davon fliegen.“

„Wohin?“ fragte Andrei ironisch.

„Zurück natürlich.“

„Und wenn wir sie mit dem Schleppseil anbinden?“ schlug Sandro vor.

„Nein, lieber Freund“, warf der Professor ein. „Wenn wir annehmen, daß dieses...“, und er suchte nach dem passenden Wort, „...Geschoß mit einem Düsenantrieb, dessen Vorhandensein ich übrigens stark bezweifle, in die Lüfte aufsteigen kann, würde das Seil wie ein Spinnwebgewebe zerreißen.“

Der Oberstleutnant ging immer wieder um die Kugel herum und musterte sie aufmerksam. Endlich blieb er stehen.

„Nun, wie Sie wollen, werte Freunde“, sagte er schließlich. „Einen anderen Ausweg sehe ich nicht. Manchmal ist es gut, zu warten. Vielleicht sollte jemand bei der Kugel Wache halten.“

„Wenn ich es tun dürfte“, bat Sandro.

„Ich habe nichts dagegen“, sagte der Oberstleutnant, schaute mich an und fügte hinzu: „Sehen Sie sich mal Petrow an, wie schwer ihm das Warten fällt.“

„Jegor Petrowitsch“, unterbrach ihn Walja, „ich rate Ihnen, Petrow, Jarzew und mich anzusehen und schließlich selbst in den Spiegel zu schauen. Wir alle erwarten etwas Außergewöhnliches, nur jeder etwas anderes.“

Sie holte ein Tuch aus der Tasche. Ein funkelnder Gegenstand fiel zur Erde. Ich hob ihn auf, und als ich ihn Walja reichte, konnte ich erkennen, daß er aus einem Metall war, das ich nicht kannte.

„Ich danke Ihnen“, sagte sie. „Dieses kleine Stück Metall habe ich in der Nähe der Kugel gefunden; davon lag eine ganze Menge herum. Ich habe mir gleich gedacht, daß es irgendwie mit dem Meteorit zusammenhängt.“

Andrei nahm es vorsichtig in die Hand.

„Nun wird mir vieles klar“, sagte er nachdenklich und betrachtete den funkelnden Splitter. „Jetzt verstehe ich, warum die Kugel nicht in Stücke sprang.“

Wir schwiegen abwartend.

„Es ist ein leichtes, aber sehr festes Metall. Da es in der Luft nicht verbrannte, gehörte es offenbar zur Hülle des Meteorits, die in geschmolzenem Zustand als eine Art Stoßdämpfer wirkte und den Aufprall abfing. Die Kugel

sprang aus der flüssigen Hülle, die sie umgab, und rollte in die Schlucht, wo Walja sie auch gefunden hat... Nun, was halten Sie von meiner Theorie, Professor?“

„Möglich, daß Sie recht haben“, sagte der Professor. „Jedenfalls half sie mir, die Ausbreitung der Radiowellen im Feuerbereich nachzuprüfen. Verschiedene Gelehrte haben die elektrische Leitfähigkeit der Flamme in einem Gasbrenner untersucht, aber noch niemand ist es gelungen, dieses Experiment in so großem Maßstab durchzuführen.“

„Nun, gehen wir, Freunde“, sagte der Oberstleutnant und faßte den Professor und Walja unter.

Andrei und ich folgten ihnen, während Sandro bei der Kugel blieb.

Wir setzten uns schweigend an den Tisch. Jeder war in die eigenen Gedanken vertieft. Walja schaute nachdenklich auf den gelblichen, klaren Wein im Glas, schob ihn zur Seite und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht, wie um sich auf etwas zu besinnen. Dann sagte sie leise:

„Ich war an der Front Sanitätsausbilder und habe viele Verwundete gerettet. Als der Krieg zu Ende war, nahm ich mein unterbrochenes Studium wieder auf — das war sehr schwer. Ich steckte meine Nase in die Bücher, zergliederte Zeichnungen und sah doch hinter den trocknen mathematischen Formeln immer noch Wälder, Erdhütten und das Aufblitzen von Leuchtraketen. Ich vermißte die großen Erlebnisse, genau wie Sandro...“

Unwillkürlich schaute ich auf den Platz. In der Ferne konnte ich Sandro eben noch erkennen.

„Aber ich vertiefte mich beharrlich in die Bücher und Hefte“, fuhr Walja fort. „Dabei entdeckte ich eine unbekanntere Welt und sah viel Unverständliches.“

Walja verstummte, lächelte und warf einen verlegenen Blick auf die Anwesenden. Das aufdringliche Summen der Mücken lag über dem Tisch. Nachtfalter stießen gegen die gespannte Seide des Lampenschirms.

Auf einmal sprengte ein ohrenbetäubender Knall die Stille. Ein greller Schein durchzuckte die Dunkelheit des schlummernden Gartens mit seinen Tannen, Blumenbeeten, Bänken und dem Tennisplatz.

Eine Feuerfontäne von violetten Flammen schoß in die Höhe und erlosch fast im selben Augenblick. Gleich darauf wurde es still und noch dunkler als zuvor. Erst nach einer ganzen Weile konnten die geblendeten Augen die Glühbirne unter dem Schirm, den hellen Fleck des Tischtuchs und die Schatten um den Tisch unterscheiden.

Ich stürzte als erster auf den Platz hinaus.

An der Stelle, wo die Kugel gelegen hatte, befand sich ein Trichter mit zeretzten Rändern. Nicht weit davon lag ein Dahlienstrauch mit nach oben gekehrten Wurzeln.

Des Rätsels Lösung

Sosehr wir Sandro auch suchten, wir konnten ihn nicht finden. Er war verschwunden wie der Meteorit.

Auf einmal hörten wir das Knacken von brechenden Zweigen, und durch die Tannenpflanzung stürzte Sandro auf den Platz. Hinter sich her zog er ein weißes Seil.

„Was ist geschehen?“ schrie er im Laufen.

„Das wollen wir Sie fragen, Genosse Hauptmann“, bemerkte der Oberstleutnant streng. „Sie sollten doch bei der Kugel bleiben!“

„Entschuldigen Sie bitte, ich glaubte, es sei besser, die Kugel an einem Seil zu befestigen...“ Sandro betrachtete den Trichter, die über den Platz verstreuten Erdklumpen und fuhr mit einem Seufzer fort: „Anscheinend bin ich zu spät gekommen.“

Ich schaute in die Höhe und suchte am dunklen Himmel eine leuchtende Spur, suchte an dem weiten Firmament den ersten Stern, der nicht nur auf die Erde niedergegangen, sondern auch wieder in das All zurückgekehrt war.

„Am Himmel werden Sie die Kugel nicht finden“, sagte der Professor trocken. „Der Meteorit ist auf der Erde geblieben.“

Er hielt mir einige schwarze Scherben vor die Nase.

„Gehen Sie über den Platz, da gibt’s eine ganze Menge von diesen Scherben“, fuhr er fort. „Die Explosion erfolgte anscheinend infolge einer noch ungeklärten Reaktion im Abkühlungsprozeß. Solche Fälle kommen vor.“

„Das bedeutet also, daß es sich hier nur um einen einfachen Meteorit handelt?“ rief Walja aus.

„Nicht ganz“, sagte der Professor etwas verwirrt. „Seine Form und seine Größe waren vollkommen ungewöhnlich. Und daß er hohl war...“

Der Professor betrachtete einen Splitter des Meteorits, den er dicht vor seine Brille hielt. „Wahrscheinlich gehört er zu den sogenannten Kohlenstoff-Meteoriten. Jetzt ist mir auch klar, warum er sich bewegen konnte. Es war die Rückstoßbewegung, hervorgerufen durch die brennenden Gase, die aus der Kugel oder, richtiger gesagt, aus ihrem isolierten Innenraum Herausschossen.“

Er sah uns der Reihe nach an, die wir wie versteinert um den Trichter standen, und fügte hinzu:

„Es ist natürlich ärgerlich, solch einen Fund wieder zu verlieren...“

Walja hatte ein paar Splitter aufgehoben und in dem schwachen Lichtschein betrachtet, den die Lampe vom Balkon her ausstrahlte. Sie schien etwas daran gefunden zu haben, denn plötzlich lief sie auf die Terrasse. Wir folgten ihr langsam.

Walja stand am Tisch und legte die Splitter des Meteorits in das helle Licht der Lampe. Sie beugte sich dicht darüber und klatschte dazu vor Verwunderung in die Hände.

„Seht schnell her!... Das ist doch unmöglich!“ rief sie.

Auch Andrei neigte sich über die Splitter und kniff die Augen zusammen. Der Professor mußte erst den Kneifer putzen, um besser sehen zu können. Dann stammelte er: „Hm... ein seltener Fund.“

Sandro, der seine Freude und Verwunderung nicht länger zurückhalten konnte, lachte laut auf. Und der Oberstleutnant vergaß sogar zu rauchen.

„Nun, mein Lieber“, wandte sich der Professor an mich, „wo haben Sie so etwas schon gesehen?“

Ich mußte die Augen zusammenkneifen. Vor mir flimmerte und schillerte es bald in rotem, bald in violetter oder blauem Feuer, leuchtete grün auf, und plötzlich stach mir ein blendend weißer Strahl in die Augen.

„Diamanten“, flüsterte ich.

„Aber wie sind sie in die Kugel gekommen?“ fragte Walja.

„Ich habe noch niemals gehört, daß man in Meteoriten Edelsteine gefunden hat.“

„Solche Geschenke macht uns der Himmel auch nicht alle Tage“, bemerkte der Professor, während er mit der Lupe das schwarze Stück Kohle betrachtete, auf dem die Dia-

manten wie riesige Tautropfen funkelten. „Es ist bekannt, daß im Jahre 1886 im Gouvernement Pensa ein Kohlenstoffmeteorit im Gewicht von 1900 Kilogramm niederging, in dessen Innerem auch Diamanten entdeckt wurden. Sie waren allerdings nicht so groß wie diese hier.“

Ich tastete die scharfen Kanten der Diamanten ab und ritzte damit das Glas meiner Uhr, um ihre Härte zu prüfen. Zweifellos, es waren echte Diamanten.

Der Professor trat aufgeregt von einem Bein auf das andere. Er suchte die größten Stücke heraus und betrachtete sie genau.

„Liebe Freunde“, sagte er feierlich, „hier handelt es sich nicht nur um einen großen Schatz, sondern dieser Fund wird meiner Ansicht nach unseren Gelehrten die Möglichkeit geben, ein Verfahren zur Herstellung künstlicher Diamanten zu finden.“

„Vielleicht in solchen Feuerkugeln...“, bemerkte ich.

„Das wird nicht so einfach sein. Für die Kristallisation künstlicher Diamanten sind hohe Temperaturen notwendig, ein gewaltiger Druck und das Zusammenwirken vieler Faktoren, die uns wahrscheinlich noch nicht alle bekannt sind“, meinte Andrei. „Ich denke, wir werden die gefundenen Diamanten und die Kohlestückchen, aus denen sie entstanden sind, nach Moskau schicken...“

„Denken Sie auch daran, meine Freunde“, sagte ich begeistert, „daß Tausende von billigen Diamanten einen wahren Umschwung in der Technik herbeiführen können. Stellen Sie sich vor, daß man dann an den Drehbänken und Automaten mit Drehstählen arbeiten kann, an deren Spitzen riesige Diamanten von vielen Karaten funkeln!“

„Das ist unbedingt wertvoll und wichtig“, sagte der Oberstleutnant lächelnd, „aber noch wertvoller sind die anderen

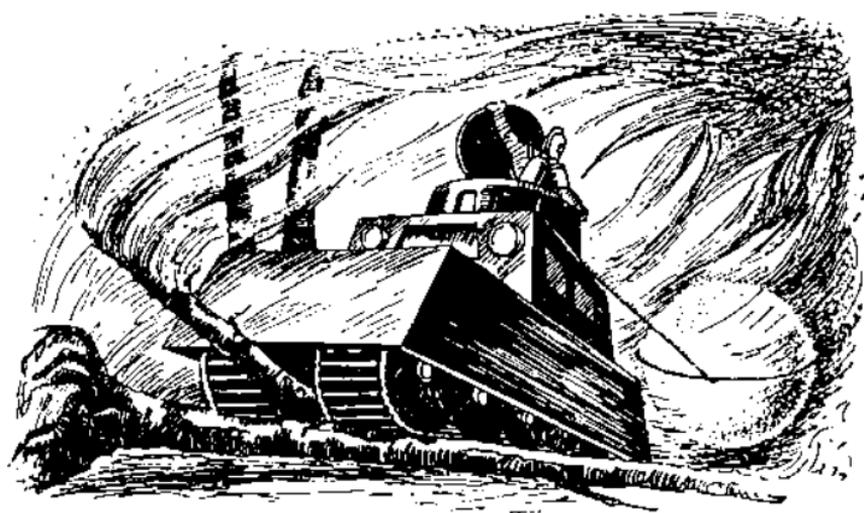
harten und zähen Diamanten, die niemals funkeln. Sie haben nicht nur mit großem Mut die Menschen aus der brennenden Taiga gerettet, sondern sogar noch Versuche mit Radiowellen durchgeführt. Sie haben die Feuerkugel mitgeschleppt, um ihr Geheimnis zu enträtseln.“ Der Oberstleutnant machte eine kurze Pause, in der er sich eine Zigarette ansteckte. „In Ihrem Panzer, in dem ‚Phönix‘, haben sich — wie die Diamanten in der Feuerkugel — Menschen kristallisiert, die kostbarer sind als die schönsten Diamanten der Welt.“

Wir schwiegen vor Verlegenheit über die hohe Würdigung der Taten, die uns als etwas ganz Selbstverständliches erschienen waren.

Ich sah Maschinen, die dem „Phönix“ glichen und in allen Elementen heimisch waren, Maschinen, die im Wasser nicht untergingen und im Feuer nicht brannten. Ich stellte mir riesige Diamanten vor, so schön, wie sie selbst ein indischer Maharadscha nicht zu erträumen vermochte.

Neben mir saßen Menschen, die das Schwerste vollbringen konnten. Mit ihnen gemeinsam zu arbeiten, mit ihnen zu wagen und für den Fortschritt zu kämpfen — das war mein Wunsch.

Und ich wußte ganz sicher, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen würde.



Ein Jugendbuch, das euch auch gefallen wird:

DER HERR DER TAIGA

von N. Selenski

Ein sowjetischer Bodenausnutzungstrupp hat die Aufgabe, weite Landstriche der Taiga zu vermessen und Parzellen für Umsiedler abzustecken. Doch die Männer des Trupps stoßen bei ihrer Arbeit auf den teils versteckten, teils offenen Widerstand einiger Taigabewohner. Fesselnde Beschreibungen der Landschaft, aufregende Erlebnisse wechseln miteinander ab und finden in einem Waldbrand ihren dramatischen Höhepunkt. Wer aber den Brand entfacht und wem es gelingt, das Feuer einzudämmen und zu löschen, das ist die große Überraschung dieses Buches.

Ungemein spannend geschrieben, zeigt die Erzählung ein wenig von dem, was sich die Sowjetmenschen unter anderem zum Ziel gesetzt haben: Die endlosen Weiten Sibiriens zu erschließen und einer neuen, besseren Zukunft entgegenzuführen.



VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT
BERLIN

IN UNSERER JUGENDREIHE SIND ERSCHIENEN:

W. Nemzow

DER HÜHENREKORD (2 BÄNDE)

A. Wachow

DER FALL IN DER BLAUEN BUCHT

L. Platow

DIE VERSCHWUNDENE INSEL

W. Ochotnikow

DAS GEHEIMNIS DER KARSTHÖHLE

DEMNÄCHST ERSCHEINEN:

A. Morosow

DIE LETZTE FAHRT DER HENRIETTE

I. Jelremow

DAS WEISSE HORN